Nr. 40. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 2. Oktober 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun“ Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Die Vorstandswahl in Berlin.

I.

Am 31. Dezember erlischt das Mandat dreier Vorstandsmitglieder der hiesigen jüdischen Gemeinde; die Herren M. Hermann, Julius Jacoby und Sanitätsrat Wiesenthal müssen, nachdem sie Jahre lang die Geschicke der Berliner Gemeinde haben mitbestimmen helfen, sich einer Neuwahl unterziehen, und eine sechsgliedrige Kommission, die diese Wahl vorberaten und vorbereiten soll, ist in der letzten öffentlichen Repräsentantensitzung gewählt worden. Die Kommission besteht zu zwei Teilen aus Vertretern der oppositionellen und einem Teile aus Anhängern der gouvernementalen Richtung, und das hiesige Organ der Gouvernementalen versichert in seiner weinerlichen Weise, „die Zusammensetzung dieser Kommission bürge dafür, daß die Wahl frei von allen Parteibestrebungen und nur im Interesse des Gemeindefriedens vor sich gehen“ werde. Unsre Leser kennen den Ton dieses Sanges und den Sinn dieses Seufzers; sie wissen männiglich, daß „frei von allen Parteibestrebungen“ ist, wer stramm zur Vorstandspartei hält, und daß der „Gemeindefrieden“ nichts anderes bedeutet, als die Zufriedenheit unseres Gemeindevorstandes.

Diesem aus dem Bureau in der Oranienburgerstraße kommenden Seufzer der Sehnsucht wäre keine Bedeutung beizumessen, entspräche er nicht der Stimmung, die in den Kreisen der Vorstandswähler, d. h. inmitten des Repräsentantenkollegiums wahrnehmbar ist. Nach einem uns von einem Kundigen gegebenen Stimmungsberichte soll Herr Jacoby einstimmig und Herr Hermann mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität wiedergewählt werden; Herrn Wiesenthal ist man bereit, der „neuen Mehrheit“ im Repräsentantenkollegium zu opfern. Man will sich herbeilassen, dieses hochachtbare, aber wenig einflußreiche Vorstandsmitglied durch einen ebenso achtbaren und ebenso einflußlosen Herrn aus der neuen geduldeten Majorität zu ersetzen. Wohl wissen die Mitglieder dieser Majorität, daß besonders die beiden Vorstandsmitglieder, deren Wiederwahl in Aussicht genommen ist, zu denen gehören, die in Gemeinschaft mit dem Vorstandsvorsitzenden das Berliner Verwaltungssystem geschaffen oder zum mindesten eifrig gepflegt; wohl wissen sie, daß just diesem Verwaltungssystem der Kampf gegolten hat, in den vor Jahren die Oppositionellen eingetreten und der sie vor einem Jahre zum Siege geführt; wohl wissen sie, daß sie von den Anhängern der Opposition in das Gemeindeparlament entsandt wurden, daß sie diesen allein ihre Mandate verdanken. Allein sie machen die bevorstehende Vorstandswahl zu einer internen Angelegenheit des Repräsentantenkollegiums, über die sie niemand Rechenschaft zu geben verpflichtet seien, in die niemand dreinzureden habe, die niemand außerhalb dem geweihten Sitzungssaale in der Oranienburgerstraße beeinflussen solle, noch könne.

Daß diese Auffassung irrig ist — das soll in den folgenden Zeilen dargelegt werden.

Der Wahlakt, der im November dieses Jahres vollzogen werden soll, bildet den Endpunkt der im November

Die geehrten Freunde unseres Blattes bitten wir, die Verbreitung desselben fördern zu wollen. Zum Zwecke der Propaganda stellen wir unsre September-Nummern in beliebiger Anzahl gern zur Verfügung.

vorigen Jahres stattgehabten Repräsentantenwahl. Wenn es gestattet wäre, ein Bild aus unserem synagogalen Leben zu gebrauchen, so würden wir sagen, die Zeit vom November vorigen bis zum November dieses Jahres gleicht nicht dem eben beschlossenen Feste, in welchem das Schemini Azeret ein (Jom-tow biph'ne azmo) „Fest für sich allein" bildet, unabhängig von dem voraufgegangenen Sukkotfeste, sondern gleicht vielmehr dem Peßachfestcyklus, in welchem die Feier des siebenten Tages den Kulminationspunkt des ganzen Festes darstellt. Die Befreiung Israels wäre wertlos worden, hätte es vor den Fluten des „Roten Meeres" Halt machen müssen, denn jenseits der Fluten lag der Sinai, an dessen Saume die geistige Befreiung des Volkes vollzogen wurde.

Um was haben wir in Berlin vor einem Jahre heftig gekämpft und hart gerungen — um was und für wen? Etwa damit alte Namen durch neue ersetzt werden, neue Männer den Gemeindekarren im alten Geleise leiten? Nein, in Wort und Schrift, in langen Reden und kurzen Aufsätzen wurde ein knappes und klares Thema variiert, das Thema: „Fort mit dem System, von dem alle Zweige der Gemeindeverwaltung infiziert sind!"

Ein System ohne Träger ist ein wesenloses Ding; von energischen und einflußreichen Männern vertreten, gewinnt es Form und Gehalt und wird leicht zur Gefahr für alles und alle, die von ihm betroffen sind. In dem siebengliedrigen Vorstande unserer Gemeinde sind es drei Männer, die auf das in der letzten Repräsentantenwahl bekämpfte Berliner Verwaltungssystem eingeschworen sind. Dieses Triumvirat bildet eine geschlossene Phalanx, die zu durchbrechen dem Repräsentantenkollegium ebenso unmöglich sein wird, wie etwa einem neuen, der Opposition zugehörigen Mitgliede des Vorstandskollegiums. Das war allen bekannt, die im vorigen Jahre die Propaganda für die Repräsentantenwahlen geleitet; das kann keinem unbekannt sein, der sich in das Repräsentantenkollegium hatte wählen lassen. Das Ziel der Propaganda und der Zweck der Repräsentantenwahlen im November vorigen Jahres, sie gingen über den Wahltag hinaus, sie sind in der im November dieses Jahres zu vollziehenden Vorstandswahl zu erblicken. Auch das ist allen bekannt, die die Propaganda für die Repräsentantenwahlen geleitet, auch das kann keinem unbekannt sein, der sich im vorigen Jahre hatte wählen lassen

Zwei von den Dreien müssen sich jetzt einer Neuwahl unterziehen; es ist Gelegenheit geboten, die Phalanx in unblutiger Weise zu zerstören; zum ersten Male sollen die neuen Männer zeigen, daß sie neue Männer sind; zum ersten Male das thun, wozu allein sie gewählt wurden . . . und sie zaudern. Sie zaudern, eine Majorität im Vorstandskollegium zu beseitigen, in deren Namen der Vorsitzende erklärt hat, daß der Vorstand, unbekümmert um die gegen ihn ausgefallenen Repräsentantenwahlen, nicht blos bleibe, sondern bleibe wie er ist und wie er gewesen. Sie zaudern, uns durch das weniger rote als schlammige Gewässer zu führen, auf deren anderer Seite uns Gesetze gegeben werden sollen, die uns erheben und das Gemeindeleben aufrichten sollen. Sie zaudern, das durch Annahme des Mandates den Wählern gegebene Versprechen einzulösen, unbekümmert darum, daß sie hierdurch schweren Vorwurf auf sich laden, nämlich den Vorwurf einer Täuschung der Wähler. Sie zaudern, und begründen ihr Verhalten. Daß aber diese Begründung unbegründet, — das soll in einem zweiten Kapitel dargelegt werden.

Wie und Was?

(Meine Antwort auf die Rundfrage.)

Von Dr. Max Nordau, Paris.

„Ist das Judentum im Niedergange?" fragen Sie. — Ich zögere nicht, zu antworten: unzweifelhaft.

Vor allem körperlich. Der niedrige Wuchs, die schmalen Knochen, die enge Brust, die man unter den Juden so häufig antrifft, können keine ursprünglichen Rassen-Eigentümlichkeiten sein; denn neben den dürftigen Gestalten treten noch zu zahlreich stattliche, ja prachtvolle auf, die auf eine ausgezeichnete leibliche Beschaffenheit der fernen und fernsten Ahnen atavistisch hinweisen. Die Verkümmerung ist offenbar eine Verfalls-Erscheinung. Eine solche ist es auch, daß unter den Juden die Krankheiten sehr verbreitet sind, die auf Erschöpfung und Abnutzung des Organismus, auf ererbte Verlangsamung oder Störung der Ernährungsvorgänge in der Zelle zurückgeführt werden müssen: Geistesstörung, Nervenübel aller Art, Hautleiden, Diabetes und Nierenerkrankungen.

Diese unbefriedigende Verfassung, die der ganzen jüdischen Rasse ein greisenhaftes Ansehen giebt, erklärt sich zur Genüge aus ihren Lebensbedingungen. Jahrtausendelange Verfolgung hat sie in eine dauernd gedrückte Stimmung versetzt. Bitterkeit, Schwermut, Angst, oft Verzweiflung waren ihre vorherrschenden Seelenzustände, sind es auch bis heute geblieben. Man weiß aber, daß nichts auf den Organismus so zerstörend wirkt wie schmerzliche Affekte. Freude, Selbstbewußtsein, Schwung, Hoffnung haben ihre dynamogene Wirkung auf die jüdische Rasse seit reichlich 2000 Jahren nicht geübt. Es ist wohl der stärkste Beweis ihrer ungewöhnlichen Lebenskraft, daß die vorwiegend düstere Tönung ihrer Gedanken- und Gefühlswelt sie nicht vollständig verwüstet und längst ausgerottet hat. Zu dieser seelischen Ursache des organischen Verfalls tritt eine ebenso wichtige leibliche. Die Juden, die als freies Bauern- und Hirtenvolk in die Geschichte traten, sind gezwungen worden, sich in ein Volk von Städtern zu verwandeln. Auch wenn sie auf dem Lande wohnen, bleiben sie Städter, die zufällig in ein Dorf verschlagen worden sind. Sie sind vollständig aus der Erde entwurzelt. Sie haben keine Berührung mit der Scholle. Ein Volk kann sich aber auf die Dauer nicht gesund und kräftig erhalten, wenn es nicht immer wieder, wenigstens zeitweilig, zum verjüngenden

Acker zurückkehrt. Ohne diese Antäus-Kur verfällt es unrettbar dem Siechtum.

Die körperliche Erscheinung der Juden und ihre besondere Pathologie sind nicht die einzigen Anzeichen ihres Niederganges. Ihre Gesinnungen bezeugen diesen noch deutlicher. Die Juden, oder doch sehr viele unter ihnen, haben das Selbstbewußtsein und die Selbstachtung verloren. Es ist der größte Triumph des Antisemitismus, daß er sogar die Juden dahin gebracht hat, sich selbst mit antisemitischen Augen zu betrachten. Die Juden empfinden sich selbst als Parias. Alles, was am Juden typisch ist und ihn als Juden kennzeichnet, wird von den Juden selbst lächerlich oder abstoßend gefunden. Sie sprechen von der „Judenfratze", der „Judennase", dem „krausen Judenhaar", wie nur der rechtgläubigste Antisemit es irgend thun kann. Sie schämen sich, einen jüdischen Gesichtsschnitt, einen jüdischen Tonfall zu haben, durch irgend einen Zug ihr Judentum zu verraten. Sie haben kein Gefühl für die Selbstdemütigung, für die verächtliche Selbstaufgabe, die darin liegt, wenn sie sich rühmen: „Mir sieht, mir hört man den Juden gewiß nicht an; ich sehe doch gar nicht jüdisch aus." In der Regel ist dies ja allerdings thörichte Selbsttäuschung. Das einigermaßen geübte, besonders das anthropologisch geschulte Auge täuscht sich über die Stammesangehörigkeit eines Volljuden kaum jemals. Aber daß die Juden ihre Eitelkeit darein setzen, nicht als Juden erkannt zu werden, ist das ausdrucksvollste Anzeichen des Vermorschens jener Zähigkeit, mit der sie bisher an ihrer Eigenart festgehalten haben. Es ist Mimicry, wenn die Juden ihren christlichen Nachbarn äußerlich ähnlich zu werden suchen, und Mimicry ist immerhin noch eine Kundgebung von Lebenskraft, da sie eine besondere Form der Anpassung darstellt und nur lebenskräftige Wesen sich anzupassen vermögen. Aber es sind nur die schwächsten, widerstandsunfähigsten Arten, die in Mimicry ihr letztes Heil, die Rettung vor dem Untergange suchen.

Ein weiteres Anzeichen des Niederganges ist die immer häufiger werdende Flucht aus dem Judentum. Nicht nur die Streber, die eine amtliche Laufbahn einschlagen und sich von ihrem Uebertritt zum Christentum Förderung versprechen, beeilen sich, ihren Stamm zu verleugnen, auch Unabhängige sagen sich von ihm los, weil sie nichts mehr für ihn empfinden, ihn für tot oder todeswürdig halten und ehrlich glauben, daß sie ein gutes Werk thun, wenn sie durch ihren persönlichen Abfall den Auflösungsprozeß beschleunigen, durch den das Judentum ihrer Meinung nach in die übrigen Völker verschwinden wird und soll. Unter allen Juden, die in den letzten 30 bis 40 Jahren auf irgend einem Gebiete, in der Wissenschaft, dem Schrifttum, der Kunst, der Politik, Ruhm oder auch nur Anerkennung erlangt haben, ist nach meiner Schätzung wohl kaum ein Fünftel dem Judentum treu geblieben, und soweit diese erfolgreichen Juden bereits Nachkommen haben, sind sie auffallend eifrige Christen, zum Teil auch Antisemiten, und fühlen es als Beleidigung, wenn man sie an ihre jüdische Abkunft erinnert. Man kann sagen: das Judentum erleidet gegenwärtig einen Vorgang, der einer Verdampfung des Geistes und Eindickung des Charakters gleichkommt. Die Klugen, die Geistvollen, die Begabten unter den Juden, die aber nur diese Geistesfähigkeiten und nicht auch entsprechende Charaktereigenschaften besitzen, wenden ihrem Stamme den Rücken; nur die bleiben zurück, die entweder zu stumpf sind, um die Verfolgung und Beschimpfung schmerzlich wahrzunehmen, oder die charakterfest bis zur Hartnäckigkeit sind und der heftigeren Feindschaft starreren Trotz entgegensetzen. Wenn diese doppelte Auslese noch ein oder zwei Menschenalter dauert, so wird das dann übrig bleibende Judentum voraussichtlich eine Sammlung geistig wenig bedeutender, vielleicht geradezu beschränkter, aber unbeugsam eigensinniger, jeder äußern Einwirkung unzugänglicher Menschen sein, und ob solche Wesen noch das Maß von Anpassungsfähigkeit besitzen, das zur Selbsterhaltung inmitten zahlreicherer und stärkerer Gegner unentbehrlich ist, das scheint mir fraglich.

„Welche Mittel können den etwaigen Niedergang aufhalten?" fragen Sie weiter.

Das erste und wichtigste scheint mir die Zurückführung des jüdischen Stammes zur Landwirtschaft zu sein. Möglichst viele Juden müssen wieder Bauern, Winzer, Gärtner werden. Sie müssen wieder den Pflugsterz anfassen lernen. Das Leben in der Natur wird ihren Leib erneuern, der sichere Besitz der Scholle ihr Selbstgefühl aufrichten, das Schauspiel ihrer von keinem Verleumder wegzuleugnenden fruchtbaren Arbeit die besseren und verständigeren unter ihren Feinden versöhnen.

Aber wir können nicht warten, bis diese vielleicht Jahrhunderte erfordernde Umwälzung vollzogen ist. Ehe die Handhabung des Ackergeräts dem Juden auf natürliche Weise sein verloren gegangenes Selbstgefühl wiedergegeben hat, muß dieses in ihm mit den Mitteln der Erziehung geweckt werden. Der Jude muß wieder lernen, sich seines Judentums als einer geschichtlichen Auszeichnung, als eines Adels bewußt zu werden. Es ist eine unerhörte Thorheit und Schmach, daß wir zu unserer Selbstbewertung das Wertmaß unserer Todfeinde annehmen und uns als Schmarotzer, Ungeziefer u. s. w. betrachten, weil die Antisemiten uns als das bezeichnen. Als König Philipp II. die Niederländer Geusen oder Lumpe nannte, da nahmen sie diese Benennung mit verachtender Ueberlegenheit selbst an und machten aus dem Schimpfwort einen Ehrentitel. Wir aber sind so weit gekommen, daß wir unsern richtigen Namen „Jude" als Beleidigung empfinden, weil es unseren Feinden beliebt, ihn mit Geringschätzung und Bosheit auszusprechen!

Der sicherste Weg, um zu einer Aufrichtung des jüdischen Selbstbewußtseins zu gelangen, scheint mir die Pflege der jüdischen Stammesgeschichte zu sein. Auf allen Stufen des Unterrichts, von der Volksschule bis zur Hochschule, soll das heranwachsende jüdische Geschlecht, namentlich auch das weibliche, mit der Vergangenheit seines Stammes bekannt gemacht werden, mit seinen Kämpfen, seinen Leiden, seiner Blutzeugenschaft, seinen Idealen. Kein Nichtjude hat noch den überwältigenden Einwirkungen dieser großartigen Folge von Tragödien des Heldenmuts, der Seelengröße, des Feingefühls widerstehen können; der Jude wird sich an ihnen doch wohl nicht weniger erbauen. Aus der Beschäftigung mit der Geschichte des Judentums schöpft selbst der Judenfeind Achtung vor diesem. Es ist sträflich, dieses Mittel der Heranzüchtung würdiger und stolzer Juden nicht aufs eifrigste anzuwenden.

Auch die Stärkung des jüdischen Zusammengehörigkeitsgefühls wäre zu versuchen. Unsere Feinde sagen uns ja nach, daß wir es in hohem Maße besitzen; das ist aber leider eine gänzlich falsche Behauptung. Das heutige Judentum kennt keine innere Solidarität. Nur die Verfolgung hält es mit ihrem eisernen Reif noch einigermaßen zusammen. Ohne die Feinde, die uns gewaltsam aneinander drängen, uns gleichsam in ein moralisches Ghetto pferchen, würden wir wie eine aufgebundene Garbe auseinander fallen. Die Antisemiten machen alle Juden für jeden Fehler, jede Sünde irgend eines einzelnen Juden verantwortlich. Sie üben allerdings die Solidarität der Juden, zu deren Schaden. Da wäre es doch das wenigste, daß wir ihnen die Solidarität unserer Vorzüge entgegensetzten. Aber das fällt uns nicht ein. Wenn irgendwo ein Jude betrügt oder stiehlt, so heißt es: „Die Juden sind Diebe und Betrüger", und jeder von uns läßt den Kopf sinken und schämt sich des jüdischen Betrugs und Diebstahls. Wenn aber ein Jude zu den ersten Forschern, Schriftstellern, Dichtern, Künstlern der Zeit gehört, so sagt kein Antisemit: „Die Juden sind große Talente", und keiner von uns denkt daran, den Erfolg des jüdischen Talentes ein ganz klein wenig als seinen eigenen Erfolg zu empfinden. Wirft man alle Thaten von Stammesangehörigen zu einer Masse zusammen, dann doch die guten ebenso wie die schlechten! Dann setze man uns die jüdischen Talente auf allen Gebieten ebenso auf die Rechnung wie die jüdischen Bankbrüchigen, und der Jude lerne, auf die hervorragenden Geister seines Stammes stolz zu sein, wie er über dessen Abfälle betrübt ist. Diesen Stolz kennt er aber kaum. Jeder strebende Jude findet seine bösartigsten Kritiker, seine niedrigsten Neider, seine unversöhnlichsten Gegner unter seinen Stammgenossen. Das Judentum ist gegen seine Talente gleichgiltig. Es beachtet sie nicht. Es kennt ihre Namen nicht. Wenn es sie kennt, schätzt es sie gering oder verspottet sie und beginnt sie erst zu würdigen, wenn Nichtjuden sie dazu förmlich zwingen. Das ist vielleicht der Grund, weshalb die jüdischen Talente sich vom Judentum lossagen.

Also: Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls, Würdigung aller jüdischen Geistesthaten, Aufrichtung des Selbstbewußtseins, leibliche und geistige Neugeburt durch Rückkehr zum Ackerbau, das sind die Mittel, die, kräftig und ausdauernd angewandt, die geschichtliche Individualität des jüdischen Stammes vielleicht vor dem drohenden Untergange bewahren können.

Gottesdienst und Volksbelehrung.

Während der hohen Festtage, die wir in den letzten Tagen gefeiert, hatten wir reichlich Gelegenheit, die Fülle von Belehrung zu bewundern, welche in unserer synagogalen Poesie zu finden ist. Man muß nur bedauern, daß diese religiösen Dichtungen in unseren Tagen nicht mehr verstanden werden, daß man nicht einmal ihre Tendenz kennt. Denn abgesehen von dem unvergleichlichen poetischen Wert dieser liturgischen Stücke, enthalten sie zugleich den wissenschaftlichen Inhalt des Judentums aus den verschiedenen Epochen. Während die älteren Kalir'schen Pijjutim und die aus der deutsch-französischen Schule die Agadah in einer Reihe von religiösen Betrachtungen zu einem poetischen Gesamtbild verbindet, finden wir in den arabisch-spanischen Dichtungen die philosophisch-wissenschaftlichen Errungenschaften aus jener Zeit, welche für das Judentum so fruchtbar gewesen ist.

Diese religiösen Dichtungen, welche einst unseren Vorfahren in der Synagoge und außerhalb derselben geistige Beschäftigung gegeben haben, sind keine Gebetstücke im modernen Sinne. Sie hatten nicht die Aufgabe, zu erbauen; sie waren vielmehr der *Belehrung* gewidmet und hatten die Aufgabe, die Gemeinde zu erheben, eine Aufgabe, welche sie im vollen Umfange auch erfüllt haben. Für die gelehrten Juden jener Zeit bildeten die Pijjutim eine Art geistiger Erholung, indem sie ihnen das, worin sie sich sonst mit so vielem Eifer und Ernst zu vertiefen pflegten, während der Feiertage in einer poetischen Form boten; für den Laien dagegen bildeten die Pijjutim eine Quelle der Belehrung über Materien, die ihm auch sonst nicht ganz fremd waren, die er aber eingehend zu studieren keine Gelegenheit hatte. Die Pijjutim bilden aber zugleich ein Stück unserer Geschichte; denn bekanntlich enthalten viele liturgische Stücke Erinnerungen an blutige Verfolgungen und ausgestandene Leiden, an die wunderbare Rettung, die mancher Gemeinde in der Zeit der höchsten Not zuteil geworden. Die Pijjutim und Selichot, welche zum Andenken an solche Ereignisse gedichtet worden, sind oft die einzig gebliebenen schriftlichen Denkmäler einer sturmbewegten Zeit.

In unseren Tagen ist der Hintergrund, auf dem jene religiösen Dichtungen entstanden, unbekannt, weshalb uns auch diese liturgischen Stücke geistig entfremdet worden sind. Selbst die besten und gelungensten Uebersetzungen sind nicht imstande, dem großen Laienpublikum Verständnis für unsere synagogalen Poesien beizubringen. Zunz hat vor einem halben Jahrhundert den Versuch gemacht, dem großen Publikum die Kenntnis der geschichtlichen Ereignisse beizubringen, denen unsere synagogale Poesie entsprossen ist; aber leider hat er nichts erreicht, als daß er selbst nur für einen engern Kreis wirken konnte, während er sonst unbekannt geblieben ist.

Nun denn, wir können uns wohl denken, daß den weiteren Kreisen der jüdischen Bevölkerung die Pijjutim, die für den Kenner die Quelle der Erhebung und der geistigen Erholung bilden, eine unerträgliche Last geworden, weshalb an die Beseitigung dieser liturgischen Stücke geschritten werden mußte.

Aber wenn wir die Thatsache selbst vielleicht unter den obwaltenden Verhältnissen schon gut heißen wollten, können wir es unmöglich rechtfertigen, daß man die Tendenz, welche jenen poetischen Erzeugnissen zugrunde lag, nämlich die Synagoge zur Stätte der Volksbelehrung zu machen, vollständig vernachlässigt hat. Anfänglich sollte die Predigt die Pijjutim ersetzen. Aber die moderne Predigt ist der „Erbauung" gewidmet, die wir Juden weder wollen noch brauchen. Uns thut *Belehrung* not, und die bietet uns unsere Predigt nicht. Ich glaube daher, daß es eine nützliche Anregung wäre, die hohen Festtage, in welchen die Synagogenbesucher eine große Empfänglichkeit für die ewigen Wahrheiten des Judentums mitbringen, wiederum zur Belehrung der Gemeinde zu bestimmen, indem statt den „erbauenden" Predigten, die sich bereits vollständig überlebt und den Gemeinden lästig geworden sind, Vorträge über den geistigen Inhalt des Judentums, über seine Geschichte und

sein Wesen, gehalten werden sollten. Es wäre schon dadurch viel gewonnen, daß die Vortragenden nicht gleich den Predigern immer dieselben Redensarten gebrauchen könnten, sondern etwas Neues schaffen müßten, wodurch die brachliegende litterarische Thätigkeit eine neue Saat erhalten würde.

In mancher Großgemeinde haben wir keinen Rabbiner mehr, der imstande wäre, eine solche Aufgabe zu erfüllen; aber auch die synagogale Poesie, welche dem Judentum für Jahrhunderte einen so hohen Aufschwung gegeben, war zum großen Teil das Produkt von nicht beamteten Männern, wie überhaupt im Judentum nicht der Aberglaube vorherrschend war, daß, weil zehn bis zwanzig Kaufleute oder Rechtsanwälte irgend einem beliebigen Schönredner ein Rabbineramt verleihen, mit diesem Amte notwendig auch Talent, Wissen und Geist verbunden sein müssen. Es würde daher der Sache nicht schaden, wenn die Belehrung der Gemeinde, dort wo der Rabbiner der Qualifikation für solche Thätigkeit ermangelt, von nichtbeamteten Männern ausgehen sollte. Derartige Zustände haben schon in mancher Epoche in der Judenheit geherrscht. Es gab Zeiten, in denen selbst der Hohepriester unwissend wie ein moderner Reformrabbiner war; in jenen Zeiten nahmen sich nichtbeamtete Gelehrte der Sache an und soufflierten auch dem „Herrn Hohepriester", wie er den Gottesdienst am Versöhnungstage zu leiten hätte.

Wenn diese Anregung in den offiziellen Kreisen der Gemeindeverwaltung keinen empfänglichen Boden finden sollte, so dürfte auch ein privater Versuch nach dieser Richtung hin nicht überflüssig sein. Ich behalte mir deshalb vor, im nächsten Jahre vor den hohen Feiertagen diesen Vorschlag in Erinnerung zu bringen und zugleich des Nähern zu erklären, wie ich mir diese notwendige Reform praktisch denke.

S. B.

Gemeindebilder.

Das jüdische Gemeindeleben in der Provinz Posen.

Von J. Koerpel, Lehrer in Ostrowo.

Die Provinz Posen gehört wohl zu den im deutschen Reiche von Juden am reichsten bewohnten Gebieten, obschon die christliche Bevölkerung hier über 35 Mal so stark als die jüdische vertreten ist. Da aber das platte Land von Juden fast gar nicht bewohnt wird, stellt sich, abgesehen von einigen erheblichen Abweichungen, das Zahlenverhältnis zwischen Israeliten und Andersgläubigen in den Städten der Provinz durchschnittlich wie 1 zu 10.

Die Provinz Posen hat fast so viele Synagogengemeinden als Städte. Es sind deren etwa 127, von denen 120 mit korporativen Rechten versehen sind. In den übrigen Städten und auch auf manchen Dörfern wohnen nur vereinzelte Familien, die den benachbarten Korporationen eingemeindet sind. Von den 120 Gemeinden selbst ist der größte Teil kaum lebensfähig und sind diese, vorausgesetzt, daß sie sich inbezug auf Kapitalkraft und Mitgliederzahl wie in den letzten beiden Dezennien weiter verringern, von der Gefahr bedroht, wie dies bereits wiederholt geschehen, von der Regierung als Gemeinde aufgelöst zu werden. Die Gemeinden der Provinz sind in den eben gedachten Zeitläuften, insbesondere durch Verzug der kapitalkräftigsten Mitglieder, nach jeder Richtung hin geschwächt worden, daß man ruhig behaupten könnte, kaum 20 Gemeinden werden voraussichtlich für eine Reihe von Jahren hinaus imstande sein, einen akademisch gebildeten Rabbiner angemessen zu unterhalten, denn kaum diese Zahl vereinigt in sich mehr als 600 Seelen; die meisten Gemeinden zählen 100 bis 300 Seelen.

Am schlagendsten wird die Abnahme der Mitgliederzahl wohl durch die Schülerbestände illustriert. Kaum 60 Jahre bestehen die einzelnen öffentlichen jüdischen Schulanstalten. Bei der Gründung derselben waren die Klassen meist überfüllt, heute giebt es schon eine stattliche Reihe einklassiger Schulen mit 4, 7, 15 und 20 Schülern. Seit etwa 30 Jahren sind manche jüdische Schulstellen infolge starken Rückganges der Schülerzahl ganz eingezogen oder mit den christlichen Schulen verschmolzen, zwei- und mehrklassige in einklassige verwandelt worden und nur höchst selten ist die Neueinrichtung einer jüdischen Lehrerstelle ein unbedingtes Bedürfnis gewesen. Für uns sei hervorgehoben, daß in diesseitiger Provinz das Schulwesen dermaßen geregelt ist, daß es konfessionell jüdische Schulen mit nur jüdischen Lehrkräften, Simultanschulen mit und ohne jüdische Lehrpersonen giebt. Auffallender Weise gehören mehrere größere Gemeinden zu letzterer Kategorie. Im ganzen zählt die Provinz augenblicklich 43 einklassige, 10 zweiklassige und 5 dreiklassige öffentliche jüdische Schulen; an Simultanschulen wirken insgesamt 17 jüdische Lehrkräfte. Demnach sind hier im ganzen 75 Lehrer resp. Lehrerinnen jüdischen Glaubens angestellt.

Während des ganzen Jahrhunderts, insbesondere aber um die Mitte desselben, ging durch alle Provinzialgemeinden das ideale Streben nach Vereinigung zu gutem Thun. Aus dieser Strömung resultieren die zahlreichen mit den edelsten Grundsätzen arbeitenden Vereine innerhalb der Gemeinden. Hier galt es der Verpflegung der Kranken und Bestattung der Toten, dort der Ausstattung armer Bräute, dann der Unterstützung von Armen inbezug auf Bekleidung und Brennmaterialien, ferner der Hilfe ärmerer Gewerbetreibenden durch Gewährung zinsloser Darlehne 2c. Dank dem Opfersinn unserer Glaubensgenossen sind die Vereine (Chewroth) durch Synagogenspenden oder sonstige Zuwendungen so gut fundiert, daß in vielen Fällen die sichere Unterlage für ein gedeihliches Wirken der Vereine ihren Tendenzen entsprechend, trotz der Verkleinerung der Gemeinden, gegeben ist. Hierbei sei erwähnt, daß nahezu überall mehr oder minder reiche Legate mit der Bestimmung meist vorhanden sind, für die an Arme oder Kultusbeamten zu verteilenden Zinsen aus denselben, am Sterbetage der Testatoren ein Gebet für deren Seelenheil zu verrichten. Einen eigentlich praktischen Wert hat diese Art von Besitztum für die Gemeinden nicht und angesichts der immer mehr fühlbar werdenden Leistungsfähigkeit der Korporationen wäre es vielleicht der Anregung wert, daß die betreffenden Gemeinden bei den Regierungsbehörden vorstellig werden, um bei derselben die Macht resp. das Verfügungsrecht über die Vermächtnisse dergestalt zu erwirken, daß sie die Zinsen aus denselben ohne weiteres zur Aufbringung der Beamtengehälter oder als Zuschüsse zu denselben verwenden

können; allerdings müßte ein Beamter eventl. die Pflicht zur Erfüllung der Legatsbestimmung übernehmen. Die Existenzfähigkeit so mancher Gemeinde wäre dadurch eine gesichertere.

An Wohltätigkeitsanstalten ist Posen verhältnismäßig arm. Die Gemeinde Posen selbst hat zwei jüdische Krankenhäuser und Lissa ein Siechenhaus aufzuweisen. Ferner besitzt Posen ein Knaben- und Mädchenwaisenhaus. Einen besonderen Wert für die auswärtig wohnenden Juden haben diese Anstalten nicht, da in erster Reihe die Einheimischen Berücksichtigung finden. Vergessen sei nicht das als Stiftung in Schwerin a. W. bestehende israelitische Knaben-Waisenhaus. Nach dieser Richtung hin eine Wirksamkeit zu entfalten, bietet sich in der Provinz Posen noch ein weites Gebiet.

Was nun das religiöse Leben innerhalb der Gemeinden betrifft, so läßt sich im allgemeinen sagen, daß die Abnahme der Mitgliederzahl und Kapitalkraft auch nach dieser Seite hin ihre Wirkung ausübt. Die Führerrolle fällt häufig unberufenen Personen in die Hand, und dadurch ist vielfach ein verworrener Zustand der gesamten Gemeindeinteressen unausbleiblich.

Im ganzen und großen ist insbesondere in den kleineren Gemeinden „starres Festhalten am Alten" die Signatur des religiösen Lebens. In den kleinen Gemeinden sind's nur wenige, in der größeren entsprechend mehr Glaubensgenossen, die einer fortschrittlichen Richtung in religiösen Fragen huldigen. In mancher Gemeinde hat indes der Freisinn schon solchen Vorsprung gewonnen, daß man in denselben sogar zur Einführung eines reformierten Gottesdienstes mit einem Toninstrument sich entschlossen hat. Mit der sogenannten Geistesaufklärung hat aber bedauerlicherweise der Indifferentismus gleichen Schritt gehalten, ja vielleicht jenen Geist überflügelt. Insbesondere in Mittelgemeinden finden wir beispielsweise am Sabbat eine stattliche Reihe jüdischer Läden geöffnet, die gewöhnlichen Skattische mit jüdischen Spielern, die glimmende Havanna im Munde, besetzt. Das Gotteshaus zählt diese Sorte Juden nur höchst selten zu ihren Gästen. Letztere Erscheinung dürfte vielleicht nur auf die mangelhafte Ordnung und synagogale Einrichtung beim Gottesdienste, woran leider die meisten Gemeinden hier kranken, zurückzuführen sein. Ein einmütiges Zusammengehen aller Provinzialgemeinden zur durchgreifenden Regelung eines auf Orthodoxie gegründeten, in der Form aber gefälligen und geordneten Gottesdienstes läge wohl sehr im Interesse des Judentums. Es entstehen sonst im Laufe der Zeit in religiöser Beziehung solch' scharfe Gegensätze, daß eine arge Schädigung des Gemeindelebens unvermeidlich wird.

Der Religionsunterricht ist sicherlich auf die rechte Bildung des religiös-sittlichen Gefühlslebens des Kindes gerichtet. In vielen Fällen stehen die Eltern aber dieser wichtigen Sache apathisch gegenüber, insbesondere tritt diese Erscheinung in Städten mit höheren Bildungsanstalten auf, woselbst den Eltern das profane Wissen hauptsächlich am Herzen liegt. In ganz kleinen Gemeinden ist gar nicht einmal Gelegenheit geboten, einen geregelten Unterricht zu erhalten. Sollte sich hier nicht auch durch die Bildung eines Posener Provinzial-Gemeindeverbandes, wie etwa in Ostpreußen, durch gegenseitige Hilfe Wandel schaffen lassen?

In innigem Zusammenhang mit dem eigentlichen Gemeindeleben steht das Wirken der Verwaltungsorgane in demselben. Und auf diesem Gebiete bleibt noch sehr viel zu wünschen übrig. Fast durchweg ist die Zusammensetzung der Körperschaften so gemischt, daß dadurch eine gedeihliche Arbeit derselben gehemmt wird. Zum großen Teile scheinen die Aemter als erblich angesehen zu werden; sehr oft sieht man durch Generationen immer den Sohn dem Vater folgen, andere wieder sitzen als das Produkt der Ehrenjägerei und der damit verbundenen angewandten Agitationskraft, nur selten sieht man wahrhaft befähigte, vertrauenswürdige und somit allein berufene Vertreter an der Spitze der Gemeindeverwaltung. Bei solchen Zuständen ist wohl der Konflikt der Gemeindeorgane nach innen und außen begreiflich und nur gar zu häufig macht derselbe sich durch Proteste, Beschwerden und sonstige Anzeigen Luft. Bei häufigen Anlässen muß erst die angerufene Instanz zu gütlichen Auseinandersetzungen und einigem Zusammengehen mahnen. Augenblicklich denke ich an zwei Fälle, in denen dies durch den Oberpräsidenten der Provinz geschah, als die Gemeindebehörden sich darüber stritten, ob auch andere Personen als der Rabbiner die Haphtara vortragen dürfen, und ferner ob das Repräsentantenkollegium oder der Vorstand die überall bestehenden Einzel-Verwaltungskommissionen zu wählen haben.

Aehnlich düster ist das Bild, das das Verhältnis der sogenannten Verwalter zu den Gemeindebeamten darstellt. Ein jeder „Verwalter" (zu denen gehören auch die Mitglieder des Repräsentantenkollegiums) glaubt der Vorgesetzte der Beamten zu sein und dieser Dünkel kommt des öfteren in Form von persönlichen Vorhaltungen, Zurechtweisungen, beliebigen Anordnungen oder sogar Drohungen zum Ausdruck. Im ganzen und großen ist das Los der Beamten nur beklagenswert. Es ist nicht viel anders, als das eines Gesindes, nachdem es in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen ist, daß man vor gekündigten Beamten hat auswärtige Kandidaten Probevorträge halten lassen. Sollten sich wirklich nicht Mittel und Wege finden lassen, die Regierungen angesichts solcher Vorkommnisse für die Regelung und Sicherstellung der Kultusbeamten-Verhältnisse zu gewinnen?

Aber sollte jemand glauben, daß nach diesen Ausführungen der Jude in der Provinz despotisch veranlagt ist, so irrt er gar sehr. Er ist nichts weniger als das, wenn er mit einem Nichtjuden, insbesondere mit keinem jüdischen Beamten in Verkehr steht. Man sieht das aus dem Umgange des Dorfjuden mit dem Bauern, des jüdischen Kaufmanns mit seinen christlichen Kunden, des jüdischen Gastes in einem Lokale im Verkehr mit christlichen Gästen. Eigentlich nimmt der Jude innerhalb der Provinz keine Sonderstellung ein, er ist so gut und so schlecht, so reich und so arm, so befähigt und unbegabt und schließlich so geehrt und verachtet wie der christliche Bewohner.

Wohl hat vor einem Jahrzehnt die antisemitische Strömung auch in mehreren Kreisen der Provinz sich Eingang zu verschaffen gesucht, aber Wurzel hat sie nicht gefaßt und man kann ruhig behaupten, daß der Jude im allgemeinen in sozialer Beziehung noch eher bevorzugt als zurückgesetzt wird. Wir sehen dies am deutlichsten aus den verschiedenen Ehren-

stellungen, welche Glaubensgenossen in fast jeder Gemeinde einnehmen. Sie sind Kreistagsmitglieder, Kreisausschußmitglieder, Magistratsmitglieder, Stadtverordnete, Schiedsmänner, Schöffen, Geschworene zc. zc.

Der Jude hat hier zu Lande nicht nötig, sich in die christliche Gesellschaft zu drängen; wenn seine Befähigung erkannt ist, wird er in das betreffende Amt gewählt. Die christliche Bevölkerung hat zu ihm das Vertrauen, das er verdient und er rechtfertigt es in vollstem Maße. Beide Teile greifen eben ineinander zu Nutz und Frommen des Einzelnen wie der Gesamtheit.

Wochen-Chronik.

Berlin, 1. Oktober.

— **Prozeß Sedlatzek.** Herr Karl Sedlatzek ist ein berühmter Mann und das von ihm mit der Schere redigierte Organ ein berühmtes Blatt worden; fast keine Woche vergeht, ohne daß er und es genannt werden, und zwar immer im Zusammenhang mit irgend einer Gerichtsverhandlung und dem Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Ob der „Judengott" beschimpft werden dürfe, darüber wird erst am 20. Oktober befunden werden; ob man aber vor jüdischen Schlächterläden warnen darf, hierüber ist in der vorigen Woche entschieden worden. Der genannte Herr hat in seinem nicht genannten Blatt einen seit zwei Jahren toten Prozeß gegen einen jüdischen Schlächter in Ostfriesland exhumiert und hieran die Warnung geknüpft, Fleisch aus „Judenläden" zu genießen. Auf den Strafantrag des „Zentralvereins" wurde wider Sedlatzek eine Strafe von 30 Mark wegen groben Unfugs festgesetzt. S. beantragte richterliche Entscheidung und erzielte einen Freispruch. In dem Erkenntnis wurde ausgeführt: Es sei anzunehmen, daß der Leserkreis eines Blattes sich im wesentlichen auf Gesinnungsgenossen des Angeschuldigten beschränke und diese würden durch die in dem Artikel gemachten Mitteilungen nicht beunruhigt. Außerdem könne man angesichts der erwiesenen Thatsachen die betreffende Warnung nicht für unberechtigt halten. — Der Prozeß in Ostfriesland war nämlich s. Z. zu Ungunsten der angeklagten jüdischen Schlächter ausgefallen, weil Zeugen unter ihrem Eide ausgesagt hatten, sie hätten gesehen, wie die Schlächter nichtkoscheres Fleisch in ekelerregender Weise besudelt haben. Wir hielten und halten eine derartige That seitens der Schlächter für ausgeschlossen, allein das Urteil, wie es aufgrund von Zeugenaussagen gefällt wurde, liegt nun einmal vor, und es war vorauszusehen, daß Sedlatzek, gestützt auf dieses Urteil, den Wahrheitsbeweis antreten und seine Freisprechung erzielen werde. Merkwürdig ist es allerdings, daß der „Zentralverein", in dessen Vorstand Juristen sitzen, dies nicht gewußt und den Strafantrag gestellt hat.

— **Eine beherzigenswerte Belehrung** erteilen die, wie bekannt wenig judenfreundlichen „Grenzboten" den Antisemiten, die sich stets über das „jüdische" Kapital aufregen, aber das „christliche" ungeschoren lassen wollen. Es heißt da: „Unser ganzer Gesellschaftszustand hat ein ungeheuer mobiles Kapital, Papierkapital, fiktives Kapital zur Voraussetzung. Der Kaufmann, der Fabrikbesitzer, der Großgrundbesitzer, ja auch der Handwerker und der Bauer, sie alle arbeiten damit, und wenn sie noch so wütend über das mobile Kapital schimpfen, so meinen sie im Grunde genommen weiter nichts, als daß sie mehr davon haben und weniger Zinsen dafür bezahlen wollen, während sie gar nichts dagegen haben, wenn ihnen das Geld, das sie selbst ausleihen, hohe Zinsen bringt. Und ruht nicht die Militärmacht, damit aber die ganze Staatsverfassung Europas auf diesem Kapital? Wie wären die europäischen Kriege und der bewaffnete Friede möglich ohne die enormen Staatsschulden? Will aber irgend eine Partei, außer der sozialdemokratischen, eine Aenderung dieses Zustandes? Bewahre! Alles, was nicht Sozialdemokrat ist, geizt nach dem Ruhme, zu den Staatserhaltenden gerechnet zu werden. Will man aber den Zweck, so muß man auch die Mittel wollen. Das mobile Kapital ist nicht denkbar ohne einen Stand von Geldleuten, an denen natürlich von dem Goldregen, den sie in Gefäßen sammeln und verteilen, ein Erkleckliches hängen bleibt. Wer die Börsenjuden nicht will, der mag den Ernst seines Willens dadurch beweisen, daß er gegen das Militärbudget stimmt und die Aufhebung aller Kreditinstitute fordert. Will man das aber nicht, so ist es doch ziemlich gleichgiltig, ob der Finanzmann Bleichröder heißt und ein Jude ist, oder ein Christ namens Hansemann." — Das ist ganz vernünftig, wird aber eben deshalb von den Antisemiten nicht acceptiert werden. Nicht Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, sondern Neid ist die Triebfeder ihres Handelns. Da ist alles Vernunftpredigen umsonst!

— **Auch ein „Ritualmord".** In Balassa-Gyarmat verbreitete sich am jüngsten Versöhnungstage eine Schauermär, welche anfangs wohl Aufsehen, später aber allgemeine Heiterkeit erregte. Der Tischlermeister Julius Paczolay erstattete nämlich Donnerstag Abend dem Stadthauptmann die Anzeige, er habe nachmittags seinen Lehrling, Josef Zsingor, einen Burschen von 14 Jahren, behufs Einkaufs von Kleinigkeiten in einen Laden gesendet; der Bursche sei aber erst am Abend nach Hause gekommen, weil ihn ein alter Jude in den Tempel lockte und zwar unter dem Vorwande, der Junge werde dort etwas zu reparieren haben, worüber der Jude mit Paczolay bereits früher gesprochen habe. In den Tempel gelangt, hätten vier andere Juden dem Burschen die Schürze und den Rock abgenommen und ihn selbst in eine Kiste gelegt, in welcher sich bereits zwei andere Kinder befanden, von denen das eine 6, das andere 8 Jahre alt sein mochte. Dem Burschen sei sonst kein Leid geschehen. Der Stadthauptmann berief für den folgenden Tag sowohl Paczolay, als auch den Burschen und die beiden Tempeldiener, von denen der eine ein Christ ist. Paczolay, beziehungsweise der Lehrling hielten ihre Beschuldigung aufrecht, die beiden Tempeldiener erklärten jedoch, daß im Tempel eine solche Kiste sich gar nicht befinde. Zsingor gestand nun, daß er gar nicht im Tempel gewesen, er habe die ganze Geschichte blos erfunden, weil er die 10 Kreuzer, die ihm sein Meister zum Einkaufe gegeben, auf der Straße verloren habe und deshalb bestraft zu werden fürchtete. Der Oberstuhlrichter hat die Untersuchung eingeleitet in der Richtung, ob nicht Paczolay oder ein anderer den Lehrburschen veranlaßten, das Märchen zu verbreiten.

— Der Zickzackkurs in Rußland. Trotz der neuen Aera, welche den Juden zu winken scheint, geschehen im Zarenreiche Dinge, denen gegenüber aller europäische Antisemitismus fast als Kinderspiel zu bezeichnen ist. Solange einzelne Volksschichten gegen einander aufgereizt werden und sich gegenseitig bekämpfen, mag wohl der Anblick ein betrübender sein, aber immerhin rechnet man in letzter Instanz auf den Schutz des Gesetzes, der schließlich unter einer gerechten Regierung allen Bürgern des Landes in gleichem Maße zuteil wird. Wie aber nun, wenn der Druck von „Oben" ausgeht und auszugehen nicht aufhört, wenn den jüdischen Kindern der Weg zur Bildung versperrt wird, die Möglichkeit benommen, zum Kampfe ums Dasein das gleiche Rüstzeug, wie ihre Gegner, zu verschaffen? Als Beweis dessen, daß solches in Rußland ohne Unterlaß geschieht, mögen folgende Thatsachen dienen: Auf Grund eines Befehls vom Ministerium der Aufklärung in Petersburg, sind Juden von der Aufnahme in die neugegründete Handelsschule in Warschau vollkommen ausgeschlossen. Die Besitzer einer Pferdebahnlinie, welche Warschau mit dem Vororte Mokotów verbindet, ersuchten, man möge ihnen gestatten, ihre Kompagnie in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Die Entscheidung erfolgte in günstigem Sinne, mit der Bedingung jedoch, daß kein Jude Besitzer einer Aktie werden dürfe. In Moskau wiederum ist jetzt eine neue technische Schule gegründet worden. Wem wird, laut Verordnung des Ministeriums, die Aufnahme in dieselbe verweigert? Jungen Leuten schwächlicher Gesundheit und — Juden!

Feuilleton.

Der erste Bibelvers.

(Religiöse Betrachtung zum Wochenabschnitt.)

Wer kann wissen, wie viele Generationen aufeinander gefolgt sein mochten, bis die kurze Sentenz: „Bereschit bara Elohim" dem Menschen zum Verständnis gekommen war. Der erste Gedankenkeim zu dieser Sentenz war wohl die von Schrecken geweckte Vorstellung einer waltenden übermenschlichen Kraft. Der brausende Wind, der tobende Sturm, der krachende Donner, der Himmel beleuchtende Blitz, das schreckliche Erdbeben, die tosenden Meereswellen, vor allem der grausige Tod verkörperten sich in ihren Eindrücken zu Vorstellungen, zu Gottheiten (Elohim = Götter.) 700 Millionen Heiden stehen heute noch auf dem Standpunkte dieser Vorstellung und bleiben gleich vor diesem Worte des ersten Verses der heiligen Schrift stehen. Welch ein Gewimmel von Göttern, zahllos, vernunftlos und sittenlos, sind indessen der Phantasie entsprungen oder erschaffen worden; „Elohim" ist das einzige Wort in diesem Verse, das dem Heiden annehmbar ist. Die Heiden können gleich das erste Wort der heiligen Schrift nicht annehmen; denn „im Anfang" wurden nach ihrer Meinung die Götter geschaffen. Die Thoras der heidnischen Welt beginnen nicht mit der Kosmogonie, mit der Geschichte der Weltschöpfung, sondern mit der Lehre über die Götterschöpfung: wie ein Gott den andern geboren. Wie viele Generationen mögen nach diesem wieder dahingegangen sein, bis im Menschen das Nachdenken erwachte, das zu Betrachtungen des Entstehens des Einzelnen und dann des Ganzen der Dinge führte — bis zu dem Worte bara. Auch dieses Wort geht über die Vorstellung der Heiden hinaus. Der Heide würde sagen bar'u — sie schufen. Der Heide konnte überhaupt nicht einmal bara sprechen; bara bedeutet eine Schöpfung aus nichts. Diese Kraft traut aber der Heide seinen Göttern nicht zu, er läßt sie nur dem ewigen Stoff neue Gestalt geben. Diese drei ersten Worte unserer Thora: Bereschit bara Elohim, die eine wahre Revolution in der Gedankenwelt ausdrücken, sind durch Israel in die Menschheit eingeführt worden und haben heute noch nicht weiter Wurzel gefaßt als auf dem Boden Israels und seiner Tochter-Religionen. Wie lange mag es ferner gewährt haben, bis der menschliche Geist stark genug war und Sammlung genug hatte, um die Mannigfaltigkeit der Schöpfung wenigstens in zwei Begriffe zusammenzufassen und in zwei Wörtern, Schamajim waarez, Ausdruck zu geben: „Himmel und Erde" als ein Ganzes.

Nachdem die Errungenschaft des Geistes in den ersten Vers der Thora niedergelegt war, wird dieser nun Tausende von Jahren wiederholt rezitiert. Ist aber seitdem Unvollständiges daran nicht vervollständigt und Mißverstandenes nicht berichtigt worden? Die göttlichen Wahrheiten können nie klar genug geschaut werden, und was unklar geschaut wird, kann nicht einmal unklar, wie es geschaut wird, in Worten wieder gegeben werden, da wir fürs Göttliche nur eine menschliche Ausdrucksweise haben. So auch gleich mit dem ersten Verse der heiligen Schrift in unserem Texte. Aus dem „Elohim", das ist das Zusammenfassen aller in den Göttern zerstreut gedachten, blinden, herzlosen Naturkräfte, wurde ein „Adonai" ein einziger Schöpfer, Erhalter der Welt und Regierer der menschlichen Schicksale, ohne Anfang und ohne Ende, ein allmächtiger gerechter und dabei gütiger Gott, ein Gott der Vorsehung, ein fürsorglicher Vater, ein heiliges, von allen Schwächen und Leidenschaften freies, intelligentes, höchstes Wesen, das für sich keinen Dienst will, und nur verlangt, daß man das Licht seiner Wahrheit pflege und in der Tugend lebe. Soweit ist im Laufe weiterer Zeit die unvollständige Bezeichnung Gottheit mit Elohim durch Adonai vervollständigt, aber auch Mißverstandenes berichtigt worden.

An dem Worte Schamajim — Himmel hat sich die Jesaianische Prophezeiung erfüllt: „Die Himmel sind wie Rauch verschwunden." Einen Himmel nach der Vorstellung der Alten giebt es für uns nicht mehr, nicht einen, noch weniger sieben. Es war seiner Zeit eine große Errungenschaft des Geistes, alles Geschaffene auf zwei Begriffe zurückzuführen. Im Laufe der Zeiten umfaßt der Geist die ganze Schöpfung in einem Begriffe und hat dafür nur ein Wort: Universum, oder das noch umfassendere: Kosmos. Wenn wir unser Auge zu dem herrlichen Blau, das die alten „Himmel" nannten, erheben, werden wir doch nicht minder von ehrfurchtvollem Staunen hingerissen, und unsere Seele zur freudigen Andacht gestimmt, indem wir an den Schöpfer dieser Herrlichkeit denken, dieses Aethers, der in dunkler Nacht mit zahllosen leuchtenden Welten in unsäglicher Pracht erglänzt und in dem unsere Erde wie eine Feder schwebt. Ja, diese Bläue weckt in uns, wie in den Alten, Empfindungen der Andacht und der Verehrung des Weltenmeisters, wenn diese Bläue uns auch kein festes Gewölbe mehr ist, die bessere Hälfte der Schöpfung eine

Wohnung höherer Geisterwelt. Schon auf Erden, noch unter Sterblichen wallend, noch während unsere Seele das irdische Kleid des Körpers trägt, durchbohrt unser Auge des Fleisches das Himmelsgewölbe der Alten und sieht in den zahllosen Sternen nicht blos Lichter, die Erde zu beleuchten, sondern Weltkörper, gegen die unsere Erde nur ein Sandkörnchen erscheint hoch über dem Himmelsäther in unzähligen Myriaden in ewiger Ordnung ihre Kreisläufe in unermeßlichen Räumen und so das Lob ihres Schöpfers verkünden und die unendliche Weisheit und Allmacht unseres Adonai preisen.

Wir sind weit entfernt von der Anmaßung, an dem göttlich gegebenen Worte etwas aussetzen, etwas verbessern zu wollen, oder auch nur zu können. Das Wort Gottes besteht ewiglich, aber das Verständnis wechselt. Das Wort „Schamajim“ bedeutet uns das, was über dem menschlichen Begriffsvermögen liegt, das Uebersinnliche, was der Geist schaut, das Herz ahnt, Unaussprechliches. Das Tierische am Menschen gehört der Erde, seine feinern Herzensgefühle und Ahnungen, seine Ideenwelt, die über das Denken für den tierischen Genuß hinausgeht: Gedanken, Hoffnung, Trost der Unsterblichkeit, der Glaube an einen Gott, das Streben nach immer besserer Erkenntnis seines Wesens und Willens, um darnach zu leben und zu wirken, das ist unser Himmel. Zu erwerben, was man braucht, ist irdisch; aber auch in den schwierigsten Verhältnissen mit Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit zu erwerben, und sich einzuschränken in dem, was man braucht, daß Ehrlichkeit und Redlichkeit nicht dabei gefährdet werden, das ist himmlisch. In ehelicher Verbindung zu leben, ist irdisch; aber in Liebe und Treue, in Frieden und Eintracht mit einander zu leben, indem Eins nur fürs Andere lebt, wenn es auch täglich, stündlich Opfer kostet, in bösen, wie in guten Tagen, in guter wie in bitterer Stimmung, das ist himmlisch. Vater und Mutter zu sein, ist irdisch; aber mit allen Kräften, mit allen Opfern Kinder nicht blos aufzufüttern, sondern mit allem Ernst in der Furcht Gottes und in den Pfaden der Tugend zu erziehen; nicht blos als die Spaßmacher des Hauses und als natürliche Augenweide der Eltern, sondern mit dem Bewußtsein der heiligen Aufgabe, gute, brauchbare Menschen aus ihnen zu bilden, das ist himmlisch. Für sich und sein eigenes Blut zu leben, ist irdisch; aber sich Genüsse zu versagen, damit andere, des Genusses Bedürftige, genießen, sich anzustrengen, damit Andere, Erschöpfte, ruhen, zu sorgen, um andere aus Sorgen zu ziehen, zu streben, unter gewissen Umständen selbst das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, damit andere leben, das ist himmlisch. Mit dem Strom treiben, ist irdisch. Aber im Dienste der Wahrheit und besseren Erkenntnis zu stehen gegen den Strom, allein stehn im Recht wie ein Fels, wenn auch auf tausend auf- und niedersteigenden Wellen die Flut öffentlicher Meinung ringsherum tobt und Grundsätze und Prinzipien schaukeln und schwanken — das ist himmlisch. Die nüchterne Sorge für zeitliche Wohlfahrt ist irdisch. Aber auch an das Ewige denken und für das Ewige Zeitliches opfern, ist himmlisch.

Dieser Geist des Himmlischen ist geschaffen, wie das Irdische. Es war die Schöpfung des ersten Tages. Und so wie die dem ersten Tage folgenden fünf nur über die Entwickelung der Schöpfung des ersten Tages bezüglich des Irdischen berichten, so tritt auch in der Schöpfung des Himmlischen diese Entwickelung zu tage. Er ist aus Irdischem gebildet und das höhere, himmlische Lebenselement wurde ihm als Hauch des Göttlichen zugesellt, zur fortdauernden Weiterentwickelung.

Den Himmel, o Mensch, trägst du im Haupt und im Herzen. Mancher hat davon nur ein Stückchen, andere haben sieben Himmel; bei dem Einen tief umwölbt, düster und grau, bei dem Andern in herrlichem Glanze strahlend. Dieses Himmlische im Herzen und seine Klarheit und Verhüllung ist unbedingt von irdischer Wohlfahrt oder Mißgeschick. Rabbi Akiba starb als Märtyrer unter unbeschreiblichen Qualen, aber sieben Himmel im Herzen. Hadrian beschloß sein Leben mit schwarz bedecktem Himmel im Herzen, obgleich als Akibas Kaiser in höchster irdischer Wohlfahrt.

Himmel und Erde hat Gott geschaffen. Wie aber die Erde erst nach und nach dem Menschen bekannt geworden ist, ein ganzer, prächtiger Erdteil, der heute sich und den alten Erdteil mit Nahrung versieht, erst nach vielen tausend Jahren entdeckt wurde und wie heute noch vieles auf der Erde zu entdecken übrig bleibt, so auch der Himmel, im Geiste, im Herzen, im gesellschaftlichen Leben. Er will gesucht und entdeckt sein. Fortschritt heißt: Immer mehr Himmel in uns entdecken und aufklären; immer mehr Himmel der Erkenntnis, der Herzens- und Geistesbildung. Das ist das siebenfache Licht, das sind die neuen Himmel, die der Prophet der messianischen Zeit verspricht, und der immer näher zu kommen, ist unsere Aufgabe in unserm irdischen Dasein!

Dr. L. Adler.

Briefe aus Krähwinkel.

Von D. Dalles.

VI.

Hochgeehrter Herr Chefredakteur! Das muß Ihnen der gelbste Neid lassen: Sie haben gute Einfälle. Meine Frau sagte vor vierzehn Tagen, als wir an diesem Berichte zu arbeiten anfingen: Wenn Sie weniger Ausfälle und mehr Einfälle drucken möchten, dann würde sich vielleicht unser Vorsteher einfallen lassen, Sie um regelmäßige frankierte Uebersendung eines Freiexemplars Ihrer Zeitung zu ersuchen — ich schreibe Ihnen noch darüber! So war die Idee mit der Rundfrage ein guter Einfall. Meine Frau spricht allerdings das Wort falsch aus — nämlich mit'm R vorne. Aber die Idee mit Ihren Gemeindebildern hat unser beider Beifall. Nur eines stört mich an der Sache. Sie haben vor einigen Wochen die Gemeinden aufgezählt, die abgebildet werden sollen, und ich habe vergebens nach dem Namen meiner Gemeinde gesucht. Es ist ja wahr, unsere Gemeinde ist keine der größten, denn wir zählen jetzt, nachdem eine der beiden Witwen gestorben ist — ich habe ihr eine großartige Grabrede gehalten und von ihrem Neffen, einem reichen Amerikaner, sechs Mark geschickt bekommen — ich schreibe Ihnen noch darüber! und die andere nach Ostpreußen gezogen ist, von wo sie pommersche Gänse, Stoppgänse, nach

Berlin schicken will — ich schreibe Ihnen noch darüber! — nachdem also die eine Witwe verstorben, die andere verzogen ist, zählen wir hier neun Familien. Meine Familie ist die zehnte. Unser Vorsteher, mit welchem ich mich wegen meiner Mitarbeit an Ihrem Blatte entzweit habe, nennt meine Familie die letzte der Eßer Makkos (10 ägyptischen Plagen) und meine Frau nennt ihn die erste Makko der Khille — ich schreibe Ihnen noch darüber! Aber wir sind die mustergiltigste Gemeinde in Deutschland; wir sind so mustergiltig, daß viele Gemeinden sich uns zum Vorbilde genommen haben. Warum also fehlt Krähwinkel auf Ihrer Gemeindelandkarte? Im Interesse Ihres Blattes, das hier bald einen Freiabonnenten haben wird, ersuche ich Sie, in der nächsten Nr. an erster Stelle das folgende Gemeindebild zu bringen:

* * *

Krähwinkel wie es leibt und lebt.

D. D. Krähwinkel, 25. September.

Mit den Schwalben ziehen beim Nahen des Herbstes auch unsere Balebattim heimwärts. Die Schwalben sind trefene Vögel und richten sich nach dem christlichen Kalender; unsere Balebattim aber sind koschere Juden und leben nach dem jüdischen Luach. Der erste Schofarton am Rosch-Chodesch Elul ist für sie der Hahnenschrei, der sie aus dem Schlummer des Hausiererlebens weckt; der sie erinnert, daß sie sich zur Heimreise rüsten müssen. Acht Tage vor Rosch haschana, wo sie auch daheim S'liches sagen können, sind sie alle vollzählig zu Hause angelangt und tauschen jetzt ihre Erlebnisse und Produkte, die sie unterwegs eingehandelt haben, aus.

Aber auch das jüdische Gemeindeleben wird nicht vernachlässigt; es ist in diesen Tagen so rege, wie bei Ihnen in Berlin kurz vor den Repräsentantenwahlen. Vorgestern ist zwischen Mincha und Maariw in unserer Frauenschul eine Versammlung abgehalten worden, die den besten Beweis liefert, daß auch bei uns das jüdische Leben eine höhere Richtung anzunehmen beginnt. Wir haben sogar jetzt verschiedene Parteien in unserer Khille, die einander bekämpfen. Erstens die Reformpartei. Sie besteht aus zwei Hausierern, welche Westfalen bereisen. Sie fordern Reformen, besonders solche Reformen, die nichts kosten. Das neue westfälische Gebetbuch wollen sie einführen, wenn die alten Gebetbücher in Zahlung angenommen werden — ohne Nachzahlung. Den Sabbat möchten sie auf Sonntag verlegen, wenn man ihnen gestattet, während des ganzen Sonntags ihren Handel zu treiben. „Denn" — sagte der ältere Wortführer — „man kann doch nicht von uns verlangen, daß wir den Sonntag heiliger halten sollen, als den Schabbes; und am Schabbes handeln wir." Nur waren sich beide Reformer nicht einig darüber, was am Sonnabend-Abend gebetet werden soll, ob Ledowid boruch oder Lecho dodi. Sie beschlossen von Dr. Vogelstein in Stettin und Dr. Klemperer in Berlin eine gutachtliche Aeußerung einzufordern. Inbezug auf Jom Kippur wurde von dem jüngeren Wortführer ein sensationeller Vorschlag gemacht: Das Fasten in dem Sinne der Bibel sei nicht mehr zeitgemäß. Um dem Bibelworte, das ein 24stündiges Fasten vorschreibt, gerecht zu werden, solle man die 24 Stunden auf 24 Tage verteilen und an jedem Tage eine Stunde fasten. Dieser Vorschlag wurde mit sieben gegen zwei Stimmen abgelehnt, weil ein Redner an der Hand von Zahlen nachgewiesen hat, daß das Fasten eines ganzen Tages nach jeder Richtung hin billiger sei.

Große Bewegung rief ein Antrag hervor, einen anti-antisemitischen Verein zu begründen. Der christliche Schlächter, welcher hier das Koscherfleisch liefert, hat vorige Woche der Frau des Antragstellers unter zwei Pfund Rindfleisch ein halbes Pfund Knochen gegeben. Ihr Mann behauptet nun, daß das purer Rischus vom Schlächter gewesen sei; der Schlächter habe ihm den Jontef verderben wollen. Er fordere darum die Begründung eines Abwehrvereins. Unser Vorsteher trat in längerer Rede dem Antragsteller entgegen, indem er etwa folgendes ausführte: „Ich muß den Schlächter in Schutz nehmen; ihm liegt jede antisemitische Gesinnung fern; der Mann ist mit mir so befreundet, daß er mich sogar duzt und beim Vornamen nennt. Thut das ein Rosche? Aber auch im allgemeinen ist der Antisemitismus in der Auflösung begriffen. Dafür sprechen verschiedene Anzeichen. Zu Pfingsten haben auf dem Schützenfest in Argenau drei Glaubensgenossen, namens Levin,*) die drei besten Schüsse gethan, und vor drei Wochen haben in Oesterreich, — im antisemitischen Oesterreich!! — beim Wettschwimmen vier Juden als Erste das Ziel erreicht — ist das Rischus? Und dann, meine Herren, welchem Abwehrverein sollen wir uns dann korporativ anschließen? Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus ist uns zu teuer, und der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens besteht aus lauter Juden, sodaß gerade unser Anschluß an diesen Verein Rischus machen würde." Diese Ausführungen führten einen gänzlichen Umschwung herbei; bei der Abstimmung waren acht gegen und eine Stimme für die Bildung eines Abwehrvereins. Die eine Stimme rührte von dem Antragsteller her, welcher von unserem Vorsteher behauptete, er spreche nur darum für den Schlächter, weil er von ihm die Felle kaufe. Diese Unterstellung empörte den Vorsitzenden so sehr, daß er die Versammlung bis zum nächsten Jahre vertagte.

* * *

Soweit mein Gemeindebild. Und nun etwas privatissime. Ich habe neulich zwei Probenummern eines andern jüdischen Blattes erhalten und dort zwei Korrespondenzen gefunden, die ich schon einmal in Ihrem Blatte gelesen habe. Die eine betraf die Versetzung eines Kultusbeamten und war einige Jahre, die andere behandelte die Nichtbestätigung eines jüdischen Stadtrats in Bromberg und war einige Monate alt. Gegen angemessenes Honorar, dessen Höhe Sie mir postwendend mitteilen wollen, erkläre ich mich bereit, Ihnen noch ältere Nachrichten zu schicken, damit Sie Ihre Mitbewerber aus dem Felde schlagen — ich schreibe Ihnen noch darüber!

---

*) Das sind wohl keine Verwandten von Ihnen, denn Sie schießen manchmal über das Ziel hinaus — ich schreibe Ihnen noch darüber!

Dalles.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.*) Nachdruck untersagt.

Der Angeredete warf sich wohlgefällig in die Brust. „Es thut wohl oft not," versetzte er höhnisch, „und Ihr könntet Ihn brauchen, Junker Eppstein, wenn Ihr einmal dazu kämt, andere Thüren aufzusuchen, als die in den Frauenhäusern, die sich von selbst aufthun."

Er zog die dünne Oberlippe spöttisch in die Höhe, daß eine häßliche Zahnreihe aus ihrem falben Blasrot hervorsah, dann blickte er gleichgiltig auf die gekrümmten Schnabelschuhe hinunter, deren Haken nach neuester Mode sich fast bis an die schmalen, in grellen Farben gekleideten Kniee aufbog. Die Zähne des verhöhnten Patriziersohnes knirschten leise, doch er verbiß dem vornehmen Gönner gegenüber seinen Aerger und fuhr schmeichelnd fort:

„Ich hörte gestern noch sagen, Gerlinde sei die schönste von allen Christenfrauen in der hilligen Stadt, und der sei zu beneiden, der —"

„Bleibt mir mit Eurem Geschwätz vom Leibe," unterbrach Honfried ihn verdrießlich; „eine Schlange ist das dumme Weib, wie ihr Name besagt, und ich habe einen guten Strauß zur Nacht gehabt. Ob's ihr Mann war oder wer sonst, ich weiß es nicht, denn es war rabenfinster in der Kammer und ich weiß nur, daß ich meinen Degen — seht her —" Er zog die lange Waffe aus der Scheide und bohrte sie kraftvoll in das Gebälk des Hauses, neben dem er stand, daß die Spitze um mehrere Zollängen in das Holz eindrang — „ihm so ins Genick gestoßen habe, daß er röchelte und mich los ließ. Dann gab ich dem Weib einen Faustschlag ins Gesicht, daß sie aufs Bett fiel, und sprang durchs Fenster."

Lachend hörten die Patriziersöhne die rohe, prahlerische Erzählung des Edelmannes. „Jedenfalls hat es Euch nicht sehr angestrengt," lallte der Zweite, der bis jetzt nicht geredet, mit unbehilflich stammelnder Zunge; „wer wird nun an die Reihe kommen, oder will der Herr Graf eine Zeitlang die Abwechslung und sich mit unserer Trude oder Elle oder Matze begnügen?"

„Ich habe die Christenweiber satt für dies Jahr," versetzte Honfried mit verächtlichem Achselzucken, „es wäre denn" — und er richtete die stechenden Augen boshaft auf den Sprecher — „ich nähme einmal Eure Schwester, Stotterhans, und heiratete sie, d. h. auf Probe, wenn der Handel sich lohnt und der reiche Papa Stockhard die Mitgift aus seinen Krallen herausliefert."

Er lachte laut auf und Junker Eppstein that dasselbe, und Hans Stockhard, der Bruder des Mädchens, dessen Ehre der adlige Prahler angetastet hatte, lachte schamlos mit. Er wollte etwas erwidern, doch er brachte stotternd nur den Anfang hervor und jener fiel ihm übellaunig ins Wort:

„Geht mir überhaupt mit Eurer hilligen Stadt, wie Ihr in Eurem Krämerdünkel das Nest getauft habt. Ich bin nicht von meiner Burg gekommen, um mich mit Euch zu langweilen, und Glossen über die Weisheit und den Talar Eurer Ratsherren zu machen. Wenn das Geld mir ausgeht, will ich einmal ein paar von ihnen einfangen und ihnen auf dem Drachenfels Brechpulver eintrichtern, bis sie die Geldrollen von sich geben, mit denen sie ihren Wanst füttern. Bis dahin sind ihre sauertöpfischen Gesichter mir zum Ekel, und ich will lustig sein, und Euch, wie Eure Pfaffen, ins verhärtete Gemüt predigen und sagen: Das Einzige, was in Eurer Stadt heilig ist, nennt Ihr Verstockten unheilig und sperrt es in ein dunkles Loch hinein, daß Eure Augen es nicht sehen. Ich aber will es herausholen und Euch zeigen, damit Ihr Buße thut und die Christenweiber vor Neid zerbersten, und darum sagte ich Euch im Anfang, die Juden stecken wieder dahinter und es lebe die Pest, von der ihr schwatztet, als ob sie Euch am Schopf hätte und der Teufel Eure Galgenseelen auf dem Bocksfuß kollerte."

Junker Eppstein schmunzelte pfiffig. „Ihr macht Eure Rechnung ohne den Wirt, Graf," erwiderte er, „und ohne das Thor, an welchem der alte Ismaeliter bei Nacht sitzt und keine Maus hineinläßt zu den Goldsäcken Israels und zu den Rabenlocken Ihrer Töchter. Es hat's schon mancher versucht, aber er ist nicht hineingekommen, und wenn's ihm geglückt, o war's nicht zu seinem Vorteil, denn keiner hat gesehen, daß er wieder herausgekommen."

Honfried zuckte geringschätzig die Achsel und schlug klirrend an sein Schwert.

„Ich bin wohl aus andern Löchern geschlüpft, als aus den Winkeln im Ghetto," sagte er, verächtlich auf seine beiden Genossen herunterblickend, „aber es lohnte sich nicht der Mühe, mit Euch Schwachköpfen davon zu reden, wenn ich nicht einen Schlüssel für das Thor hätte, und ein Licht für Eure Furcht, das sicher ist. Wollt Ihr mit mir teilen, so ist's gut, wollt Ihr nicht, so gehe ich ohne Euch. Ihr seid Krämer und ich bin ein Ritter — wollt Ihr das Gold des alten Kaleb, so nehme ich seine Tochter, die schöne Tamar, die ich neulich gesehn und ich schwöre Euch beim Schutzpatron meines Geschlechts, Gerlinde ist eine Dohle gegen sie, und Eure Schwester, Stotterhans, eine Nachteule."

Die beiden Junker horchten mit gierigen Blicken; die Schmähworte und Beschimpfungen, mit denen der hochmütige Edelmann sie behandelte, glitten an ihrem Ohr vorbei und ihr Denken spann sich um den geheimnisvollen Plan, den jener vor ihnen aufgerollt. Gewalt jeder Art war an der Tagesordnung, in Cölln, wie im ganzen deutschen Reich; der Mächtige besaß das Recht, wenn die List ihm nicht wehrte, oder der Stärkere kam und ihm die errungene Beute wieder entriß. Schutzlos war der Einzelne überall, wo er nicht einem Stand, einer Innung, einem Geschlecht angehörte, die sich dem ihm zugefügten Unrecht als einer Befehdung der ganzen Bürgerschaft widersetzten, und Gewalt mit Gewalt vertrieben. Die Stadtmauern umschlossen eine Trutzgenossenschaft gegen die Raubburgen des Rittertums, die jene umlagerten, doch innerhalb derselben kämpfte der Patrizier mit dem Gewerk, eine Zunft wider die andere, mit althergebrachtem feindseligem Hasse Geschlecht gegen Geschlecht. Vor allem standen die Christen wider die Juden, die sie um der reichen Abgaben willen, welche sie dem Stadtsäckel eintrugen, in abgeschlossenem

*) Neuhinzutretende Abonnenten erhalten diese Novelle kostenlos nachgeliefert.

Bezirk unter sich duldeten, auf deren unausgesetzten Fleiß sie harrten, wie der Imker auf den seiner Bienen, bis die Honigwaben gefüllt sind, um sich plötzlich ihrer zusammengescharrten Habe zu bemächtigen; die jeder Beschuldigung gegenüber vor den Gerichten recht- und verteidigungslos waren und von ihnen dem Angriff und der Raubgier des zügellosen Pöbels preisgegeben wurden, in deren Nacken rastlos hetzend die Pfaffen saßen, von den höchsten Kirchenwürden bis zur untersten hinab, vor Begier nach dem Golde der Unglücklichen zitternd, das ihre Einkünfte bereicherte, wenn sie es mit Weihwasser besprengt hatten, um den Fluch, der von den Händen der Ungläubigen an ihm haftete, mit dem segnenden Sprengwedel des Himmels auszutreiben.

Die Unterhaltung der jungen Männer war zuletzt leiser geführt worden, Sybille, die im Anfang nur neugierig zugehört hatte, trat bei der Erwähnung des alten Kaleb und seiner Tochter aufmerksam näher. Der Markt war mit Menschen belebt und sie fürchtete sich weder vor den frechen Gesichtern der Patriziersöhne, noch vor ihrem zuchtlosen Gespräch, an das die Frauen der Zeit in Gegenwart von Männern fast ausnahmslos gewöhnt waren. Sie verstand den Sinn der Reden kaum, und wo sie ihn verstand, war nichts Auffälliges für sie darin. Roh waren die Sitten und Worte, wohin sie blicken mochte, und ein Mädchen hätte ohne Unterlaß erröten und sich abwenden müssen, wenn sie das Zartgefühl ihres Geschlechtes in dem Maße verfeinerter Bildung späterer Jahrhunderte besessen. Doch sie empfand, daß aus dem Gespräch der Männer eine Gefahr für die Judengasse heraufzog, die zunächst das Haus des alten Kaleb bedrohte, und das freundliche Knabengesicht stand vor ihr, das von allen mutlosen Zuschauern umher allein in den Rhein hinuntersprang, dessen reißender Strom sie hinuntertrug — das so hübsch lächelte, als er mit dem kleinen, zagenden Mädchen auf den Armen ans Ufer gerudert war und sie nach Haus führte und sich täglich nach dem Befinden der Kleinen, von dem Schreck und der Erkältung schwer erkrankten Sybille erkundigte — und sie trat näher an die flüsternden Männer heran und lauschte gespannt hinüber.

„Wißt Ihr nicht, wie unsre Altvordern es gemacht," sagte Graf Honfried jetzt mit einer satanischen Lippenbewegung, „wenn sie dem Hamstervolk ihre aufgespeicherten Schätze aus dem Nest wegnehmen wollten? Da gingen sie hin und nahmen —"

Das Mädchen horchte ängstlich und atemlos. Die Worte wurden so leise gesprochen, daß sie nur noch einzelne Laute vernahm. Sie hörte, wie der Sprecher „Brunnen" sagte, und sah, wie die andern mit zustimmendem Grinsen die Mundwinkel verzogen; von dem quälenden Gedanken erfüllt, mehr zu erfahren, trat sie achtlos immer dichter hinzu, ohne zu bemerken, daß ihr Arm fast die Schultern des jungen Edelmannes streifte. Die beiden Patrizier waren völlig in das Anhören des Plans, den dieser ihnen entwickelte, vertieft und gaben nicht auf die Horchende Acht, aber Honfried wendete sich plötzlich um und rief, die stechenden Augen scharf auf das Mädchen richtend:

„Was will die Dirne? Gehört sie einem von Euch? Ihr habt besseren Geschmack als ich glaubte, komm, mein Schatz, ich will Dich einstweilen an mich nehmen, bis wir den Goldfink gehascht haben. Sei still, mein Täubchen, sonst beißt Dich der Habicht; Du mußt girren und Dein Schnäbelchen spitzen, daß er nicht zornig wird. Wirst's schon lernen; wie heißt Du?"

Er hatte vornehm nachlässig die Hand ausgestreckt und das sich heftig sträubende Mädchen unter dem Gelächter der Andern gewaltsam an sich gezogen.

„Laßt mich los, ich bin keine von Euren Dirnen, ich bin eine Bürgerstochter," sagte Sybille erzürnt. „Laßt mich los," wiederholte sie noch einmal und ihre hübschen Augen funkelten voll Widerwillen in das anmaßliche Gesicht des Edelmannes, „oder nehmt Euch in Acht."

Doch Honfried lachte und seine Finger schlossen sich fester um das schmale Handgelenk, an dem er sie gefaßt hielt. „O weh, Täubchen, Du machst so böse Augen, als wolltest Du kratzen," sagte er spöttisch, aber das letzte Wort kam nur halb mehr über seine Lippen, denn die freie Faust des Mädchens fuhr ihm entschlossen gerade ins Gesicht und traf ihn auf die Nase, daß er zurücktaumelte und einen Moment besinnungslos seine Hand nach den Augen bewegend, die ihre los ließ.

„Da habt Ihrs," sagte Sybille ruhig, „laßt mich gehen."

Die beiden Junker lachten wieder, wie sie vorhin zu den Worten des Grafen gelacht, doch mit unverkennbar befriedigterer Miene, und regten keine Hand, das mutige Thorwartstöchterlein zu bestrafen.

„Brav, Mädchen," stammelte Stotterhans, „verdammt brav. Ihr seht aus, wie ein Schwein, Graf Honfried."

Das Blut lief dem Edelmann über die Mundwinkel und er sprudelte es schnaubend mit den Lippen von sich. Die kleine Faust Sybillens war von der Nase abgeglitten und hatte das rechte Auge getroffen, das mißfarbig und blutunterlaufen anschwoll, aber es irrte trotzdem in häßlicher Wut umher und suchte. Dann fand es die Thäterin, die einige Schritte auf den Markt zu gemacht hatte, und Honfried schrie grimmig wie ein Tier auf, riß den Degen aus der Scheide und stürzte auf sie zu.

„Halt, halt, Graf Honfried, hütet Euch," rief Kunz Eppstein hinter ihm, „wir sind zu schwach." Doch die blinde Wut des Verfolgers hörte nicht auf ihn.

„Verfluchte Bürgerdirn, das bezahlst Du mit Deinem Leben," keuchte er und schwang die Waffe drohend nach dem Kopf des Mädchens, das jetzt erschreckt auf die Leute zulief, die allmählich auf den Vorgang aufmerksam geworden und von mehreren Seiten dichter herzutraten. Es waren zum Teil ältere, mit ehrsamen, bedächtigen Bürgergesichtern, aber auch jüngere unter ihnen, die ebenfalls nach Sitte und Notdurft der Zeit Waffen an der Seite trugen und mit kampflustigen Augen dem Schauplatz zueilten. Honfried hatte Sybille fast erreicht und sein Degen drohte eben den vollen Nacken des Mädchens, von dem in der Hast des Laufens das Schultertuch herabgefallen war, zu treffen, als ein anderer Stahl auf den seinen klirrte und ihm in unerwartetem Angriff die Waffe fast aus der Hand schlug.

„Elender, adliger Bube," sagte der Verteidiger, ein junger, stämmiger Mann mit gutmütig-ernsten Zügen, „willst Du ein hilfloses Mädchen töten?"

Der Edelmann starrte wutschäumend in das ruhige Gesicht, das vor ihm auftauchte.

„Wart', Du gemeiner Lump, Du Hobelknecht," schrie er, und eine Flut von Schimpfwörtern ergoß sich zugleich mit dem fortströmenden Blut aus seinen Mundwinkeln. „Eppstein, Stotterhans, kommt heran, daß wir das freche Gesindel züchtigen — warte, ich will Dich peitschen."

Die Patriziersöhne gehorchten zögernd der Aufforderung, sie kamen unschlüssig und langsam heran und entblößten ihre Klingen.

„Schämt Ihr Euch nicht um Eurer achtbaren Väter willen, daß Ihr gemeine Sache mit dem adligen Buben macht?" sagte ein alter Bürger, besonnen auf sie zutretend. „Steckt Eure Waffen ein, sonst ergeht es Euch übel, und packt den Friedensbrecher, und werft ihn aus der Stadt auf sein Raubnest hinauf. Sein Oheim hat dem Rat vor kurzem Urfehde geschworen und ist ein Mann von Wort, sonst solltet Ihr den Gesellen ans Thor hängen, daß unsere Weiber und Töchter endlich einmal vor ihm sicher sind."

Er sprach es gelassen, denn der junge Zimmermann hatte sich, ehe Honfried seinen Degen wieder zum Stoß gefaßt, auf ihn geworfen, die Waffe seiner Hand entrungen, daß die Gelenke des Grafen knackten, und ihn mit riesiger Kraft zusammengedrückt.

„So, Du bist unschädlich," sagte er, ihm die Arme mit seinem Ledergürtel auf dem Rücken zusammenschnürend; „nun fort mit Dir, und ich rate Dir, laß Dich nicht wieder bei uns blicken."

Honfried knirschte mit den blutigen Zähnen; „feigherzige Memmen, Wichte," stieß er ächzend gegen die beiden Junker hervor, die blutrot und beschämt vor der Ueberzahl ihre Degen in die Scheide zurückgestoßen und dem Vorgang verlegen zusahen.

„Sie sind immer noch besser als die Bestie, die ein Mädchen töten will," sagte der Zimmermann erbittert und blickte freundlich auf Sybille, die neben ihm stand, ruhig ihre Kleider ordnete und sorgsam die gelösten Zöpfe wieder um die Stirn schlang.

„Warte, ich will Dir jetzt Beine machen," fuhr er, die Stimme des Grafen von vorher nachahmend, fort. „Marsch," und er gab ihm einen Stoß mit der Faust in die Seite, daß der Graf ohnmächtig die gebundenen Hände zusammenkrallte und vorwärts ging, wohin sein Bändiger ihn lenkte.

Doch plötzlich hielt dieser ihn wieder mit straffem Ruck zurück. „Was giebt's da?" fragte er, verwundert den Kopf umdrehend, „haben die auch einen Mädchenräuber gefangen?"

Aus einer Gasse, die auf den Marktplatz ausmündete, kam wie ein Knäuel ein dichtgedrängter, vielköpfiger Menschenhaufen. Er wälzte sich mit verworrenem Geschrei heran, dann auf dem freien Raum löste sich der Knäuel und erweiterte sich, daß eine Holzbahre in seiner Mitte sichtbar wurde, die von zwei Männern getragen, sich auf den Erdboden niederließ. Ein regungsloser Körper lag darauf, dessen Gesicht gegen die Sonnenstrahlen mit einem Tuch verdeckt war. Alle blickten neugierig darauf hin und wichen doch furchtsam etwas von der Bahre zurück, so daß der Platz um sie frei blieb, auf dem sich zwei wunderliche Gestalten auf- und ab bewegten.

(Fortsetzung folgt.)

Hier und dort.

* **Berlin**, 28. September. Ahlwardt steigt in der Achtung seiner selbst. Wie die „Berl. Presse" erfährt, will er spätestens in der zweiten Hälfte des Oktober besuchsweise zurückkehren, um sein Mandat niederzulegen, in der Voraussetzung, daß ein bekannter Großgrundbesitzer des Driesener Kreises, der auf das Reichstagsmandat spekuliert, für die Erlangung der Anwartschaft auf dasselbe den Preis von 15000 M. auszahlt. Vor einigen Monaten war nur von 5000 Mk. die Rede.

* **Berlin**, 28. September. (Aus dem Religionsverein „Westen".) Die Synagogen- und Religionsschulverhältnisse entwickeln sich immer günstiger, die Zahl der Mitglieder und der schulbesuchenden Kinder wächst stetig. — In Anerkennung seiner Bestrebungen haben dem Religionsverein u. a. Geschwister Caro zum Andenken an ihren seligen Vater nahe der Synagoge eine sehr schöne Sukkah bauen lassen. — Der rührige Vorstand (gegenwärtig die Herren D. Davidsohn als Vorsitzender, Alwin Abrahamsohn, Josef Gallinek, Karl Lasch, Hugo Schlesinger und Leonhard Zomber) versendet folgendes Zirkular: „Die Religionsschule des Religionsvereins „Westen" bietet Knaben und Mädchen gediegenen Unterricht in biblischer und nachbiblischer Geschichte, Glaubens- und Sittenlehre, Hebräisch und Liturgie. Den Forderungen der fortgeschrittenen Pädagogik gemäß wird jede häusliche Ueberlastung der Jugend vermieden. Die Religionsschule steht unter der Leitung unseres — als Schulmann bewährten — Rabbiners, Herrn Dr. Kroner, der Anmeldungen zum Religions-, Barmizwah- und Konfirmandinnen-Unterricht täglich von 12—2 Uhr in seiner Wohnung Berlin W., Passauerstr. 11 entgegennimmt. Schullokal: Joachimsthalerstr. 31/32. (Oeffentliche Gemeindeschule). Unterrichtszeit: Mittwoch und Sonnabend nachmittag."

* **Berlin**, 28. September. Ein neuernannter jüdischer Gymnasiallehrer zählt jetzt zu den Seltenheiten, weshalb wir von einer solchen Ernennung Notiz nehmen. Dr. Rosenberg, der in den letzten Jahren als Hilfslehrer für neuere Sprachen an höheren Schulen in Berlin thätig war, ist zum ordentlichen Lehrer am Köllnischen Gymnasium erwählt und vom Minister bestätigt worden.

= **Memel**, 23. September. In der gestrigen Sitzung der Stadtverordneten wurde über eine Petition des Vorstandes der Synagogen-Gemeinde betr. die bevorstehende Ausweisung aller derjenigen Israeliten, welche nicht preußische Staatsangehörige sind, beraten. Die Bittsteller heben zur Begründung ihrer Bitte hervor: Das ganze auswärtige Geschäft mit Rußland werde von russischen Juden besorgt, von denen daher viele ihren Wohnsitz ganz nach Memel verlegt hätten und hier für die Kaufmannschaft unentbehrlich geworden seien. Darum bittet der Vorstand die Versammlung, beim Oberpräsidenten zu befürworten, daß die Maßregel zurückgenommen werde. Herr Bürgermeister Altenberg teilte mit, daß eine ähnliche Eingabe auch dem Magistrat vorgelegen und daß dieser beschlossen habe, in Gemeinschaft mit den Stadtverordneten beim Oberpräsidenten vorstellig zu werden. In der Art, wie der Vorstand es wünsche, könne man indessen keine Schritte thun, man müsse sich darauf beschränken, die Maßregel zu mildern.

Er glaube, von den 25 Ausgewiesenen werde nur eine kleine Zahl berücksichtigt werden können. Die Versammlung trat dem Beschlusse des Magistrats bei.

‡ **Dt.-Eylau**, 24. September. Am 1. Oktober cr. tritt der Kultusbeamte Herr Julius Cohn in den wohlverdienten Ruhestand. Nahezu 25 Jahre hat er in seltener Pflichttreue seines verantwortungsvollen Amtes als Prediger, Lehrer und Kantor in hiesiger Gemeinde gewaltet. Sein reiches talmudisches und profanes Wissen, sein biederer, ehrbarer Charakter, sein Wohlthätigkeitssinn und sein unverfälschter Humor haben ihm die Herzen aller im Sturme erobert. Anläßlich seines 70. Geburtstages und 50jährigen Amtsjubiläums, welch beides er vor ca. vier Jahren beging, zeigte sich so recht die Liebe und Verehrung, die ihm von allen Seiten gezollt wird; desgleichen bei seiner goldenen Hochzeit, die zu feiern ihm vor zwei Jahren beschieden war. Mag es dem wackeren Manne vergönnt sein, seinen Lebensabend umgeben von der Liebe und Verehrung seiner Kinder und Enkelkinder, fernab von dem Geräusche der Welt, heiter und sorglos zu verleben. Das walte Gott!

♪ **Mk. Friedland**, 28 September. (Ein Tragödie in Inseraten.) Auf den 22. d. M. fiel hier der Herbstjahrmarkt. Die Bemühungen der hiesigen Kaufleute, eine Verlegung des Jahrmarktes wegen der jüdischen Feiertage zu erzielen, blieb ohne Erfolg. Die jüdischen Kaufleute inserierten deshalb in den hier gelesenen Blättern, daß sie sich an dem Jahrmarkt nicht beteiligen würden, weil sie es für ihre Pflicht gehalten hatten, ihre Kundschaft vorher zu benachrichtigen. Dieses Inserat beantwortete der Magistrat durch folgende Bekanntmachung: „Auf Anordnung des Herrn Vorsitzenden des Präsidialrats zu Posen findet in diesem Monat hierselbst nur an einem Tage ein gemeinschaftlicher Vieh-, Pferde- und Krammarkt statt, und zwar am Dienstag, den 22. d. M. Wir heben noch besonders hervor, daß dieser Markt bestimmt abgehalten wird, obgleich der fragliche Tag ein jüdischer Feiertag ist." Die Antisemiten jubeln ob dieser Bekanntmachung, und zwar mit vollem Rechte.

↗ **Frankfurt a. M.**, 23. September. In Nr. 38 der „Allgemeinen Israelitischen Wochenschrift" ist eine Korrespondenz aus Köln enthalten. Ein Passus des Briefes, der sich mit den Krankenpflegerinnen beschäftigt, zwingt mich, den Vorsitzenden des Vereins für jüd. Krankenpflegerinnen, einen ernsten Protest zu erheben, da es sich bei den besprochenen Pflegerinnen um Schwestern und Schülerinnen unseres Vereins, der in Köln eine Filiale besitzt, handelt. Die so hämisch getadelte „Uniform" unserer Schwestern besteht in einer zwar kleidsamen, jedoch höchst einfachen Kleidung, die der anderer Krankenpflegerinneninstitute völlig ähnlich ist. Aus welchen Gründen Ihr Korrespondent seine scharf gespitzten Pfeile gegen unseren Verein aussendet, auf den das gesamte Judentum Grund hat, stolz zu sein, ist mir unbekannt. Dr. med. Kirchheim, Chefarzt am israelit. Gemeindehospital. (Siehe die Erwiderung aus Köln. Red.)

C. **Köln**, 27. September. (Erwiderung.) Kaum habe ich meine Reise auf- und abwärts des Rheins begonnen und meine Heimatstadt zum Ausgangspunkt gewählt, da melden sich schon kluge Männer, die mir sagen, daß ich gegen den Strom schwimme. Sie sind der Ansicht, daß unser Gemeindeleben leicht und licht dahinfließe wie der Vater Rhein, daß sich darum niemand unterfangen dürfe, das Wasser zu trüben. Und doch sind wir der Ansicht, daß die Ruhe, die hier herrscht, und die Stille, mit der sich alle Gemeindeangelegenheiten abwickeln, nicht heilsam sind, und haben darum ein lautes Wort gesprochen. Weil ich aber gewußt, daß ein Zeitungsartikel von allen Fehlern den größten vermeiden muß, den der Langeweile, und dem ernsten Inhalt eine kurzweile Fassung gegeben habe, vermeinen die Neunmalweisen unserer Stadt meinen Ausführungen alles unterschieben zu dürfen, nur nicht das, was wirklich darin stand. Ich soll „alle Parteien in Köln verletzt", „alle Gemeindeeinrichtungen in den Staub gezerrt" haben, „ein ergebener Freund unseres Herrn Rabbiners" sein u. s. w. u. s. w. Ich überlasse den geehrten Lesern das Urteil über diese Insinuationen und will nur noch eines sagen: Ich bin weder irgend einer Person noch irgend einer Institution in Köln freund oder feind, ich bin nichts mehr und nichts weniger als ein ehrlicher und ergebener Freund des Judentums. Diese Freundschaft hat meine Feder geführt und soll sie auch in Zukunft führen. Die Anmaßung, mit der ein hier in der Nähe erscheinendes Blättlein mir eine Standpauke über die Aufgabe des jüdischen Journalismus hält, macht einen nur komischen Eindruck. Der Moralredner soll sich ein- für alle Mal gesagt sein lassen: Wer allwöchentlich acht kleine Druckseiten mühselig mit der Scheere zusammenschreibt, der ist noch kein Journalist; am allerwenigsten befähigt ihn diese Thätigkeit zum Lehrer des Journalismus. Dixi.

⚖ **Bonn**, 26. September. Wegen der Zertrümmerung von Grabsteinen auf dem israelitischen Friedhofe bei Endenich haben mehrere Verhaftungen stattgefunden. Auf die Entdeckung der Thäter ist eine Belohnung von 100 Mk. ausgesetzt worden.

↗ **Wolfenbüttel**, 27. September. In Gegenwart zahlreicher Festteilnehmer erfolgte am 14. d. M. die feierliche Einweihung des neuen Samsonschulgebäudes. Die Weiherede hielt Landesrabbiner Dr. Rülf aus Braunschweig.

§ **Neheim** (Bez. Arnsberg), 25. September. Vielleicht interessiert es Sie, daß Herr Noà Wolff, ein Jude, anläßlich seines 88. Geburtstages zum Ehrenbürger der Stadt ernannt wurde. Wolff war der Begründer der Lampen-Industrie, die Neheim groß und zum einzigen Industrieplatz des Sauerlandes gemacht hat.

s. **Leipzig**, 25. September. Ein angesehenes Mitglied der jüdischen Gemeinde, Herr Adolf Fränkel, in Firma Gebrüder Fränkel, hat in diesen Tagen sein fünfzigjähriges Bürgerjubiläum gefeiert und bei diesem Anlasse ein Schreiben des Rats der Stadt Leipzig erhalten, aus welchem hervorgeht, daß auch in der Stadt des Antisemitismus par excellence die Behörden die Bürgertugenden der Juden doch noch anerkennen und schätzen.

‡ **Hamburg**, 27. September. Das hohe Streben unsrer Glaubensgenossen, ihren Kindern eine gute Schulbildung angedeihen zu lassen, zeigt sich auch in unsrer Stadt. Aus dem von der hiesigen Oberschulbehörde erstatteten Jahresbericht pro 1895/96 ist zu ersehen, daß unter 99 510 Schülern (50 380 Knaben und 49 130 Mädchen) 2557 Juden waren, was dem Verhältnis von fast 3 v. H. der Hamburgischen Bevölkerung

entspricht. In den Volksschulen kommen auf insgesamt 68972 Schüler 109 Juden. — Die im Jahre 1890 von einer größeren Anzahl angesehener hiesiger Israeliten ins Leben gerufene und vom Israelitischen Tempelverband subventionierte Religionsschule versendet ihren diesjährigen Jahresbericht. Die Schule blickt auf ein erfreuliches Resultat zurück. Es wurden in derselben in den sechs Jahren ihres Bestehens 222 Kinder (127 Knaben und 95 Mädchen) unterrichtet. Die für die reiferen Schüler und Schülerinnen vor zwei Jahren errichtete Selekta wurde nahezu von allen Schülern und mehreren Hospitanten besucht. Das Normalalter für die Selekta ist das 13. bis 16. Lebensjahr. Für den Eintritt in die Religionsschule wird das 8. Lebensjahr als das geeignetste bezeichnet. Das Lehrerpersonal besteht zur Zeit aus den Herren Dr. Leimdörfer, Dr. Seligmann, Henle, Feiner und Fräulein Metz.

A. M. **Hamburg**, 28. September. (Eine gute Predigt.) Aus Interesse für Ihr Blatt, welches ich als ein Organ der Versöhnung der Parteien im Judentume kennen gelernt habe, gebe ich Ihnen Nachricht von einer hier zum geflügelten Worte gewordenen Aeußerung unseres Predigers Dr. D. Leimdörfer am jüngsten Versöhnungstage. Nach der Beleuchtung der traurigen Zersplitterung innerhalb des Judentums, redete der Prediger der Versöhnung aller Parteien in Israel das Wort, nannte sein Thema „Die Versöhnung im Innern" und stellte an der Hand eines Textes aus Micha von der „Wahrheit Jakobs und der Liebe Abrahams" als das allerdringendste Zeitbedürfnis die Einigung und Versöhnung der Gegensätze innerhalb der jüdischen Gemeinden hin. Den Höhepunkt der genial angelegten Rede bildete folgendes: Die Alten halten fest, und die Neuen schreiten fort! Jedes für sich allein ist Halbheit, Einseitigkeit und daher vom Uebel! Unerläßlich aber ist es, daß die Fortschreitenden an den religiösen Satzungen festhalten, und daß die Religion Ausübenden nicht stille stehn, auch in geistiger Beziehung. Die Religion der That muß zugleich die der höheren Vernunft und die der Idee zugleich thatsächliche Inkarnation der Idee schon deshalb sein, weil unsere Kinder einen Anschauungsunterricht von der religiösen Idee dringend heischen. Die Thätigkeitswörter „halten" und „fortschreiten", die für die Besetzung der Parteien und ihrer Bestrebungen zu Schlagwörtern geworden, müssen innerhalb jedweder religiösen Richtung einander ergänzen, „denn," fügt L. hinzu, „man hält mit der Hand man schreitet fort mit dem Fuße, die Haltenden haben meist eine Religion der Hand, die sich in Thaten und Handlungen kundgiebt, die Fortschreitenden wiederum haben meistens eine Religion des Fußes, die vor lauter Vorwärtsstürmen und Fortschreiten keinen festen religiösen Boden, keinen positiven Halt unter ihren Füßen mehr haben. Mein Standpunkt aber ist, daß wir eine Religion nicht der Hand allein und nicht des Fußes allein haben, sondern daß wir eine Religion mit Hand und Fuß haben, das ist die Religion des Propheten Jona, der auf die Frage, was er sei, nicht antwortete: Orthodoxer oder Reformer, sondern: „Ich bin ein Hebräer und fürchte den Gott des Himmels" oder die Religion Michas, der in einem Atemzuge für Israel die Wahrheit Jakobs und die Liebe Abrahams erfleht. So muß denn das Trennende innerhalb Israels dem Einenden und Verbindenden weichen, und es ist höchste Zeit, zur Besinnung auf uns selbst, zur Versöhnung im Innern der Judenheit zu schreiten. Ihr Haltenden schreitet fort und ihr Fortschreitenden haltet ein und haltet fest, das giebt Euch allesamt den Unterbau zur Erhaltung Israels in einer Zeit, wo häßliche Stürme von außen mahnen zum Aufbau der eingefallenen Friedenshütte Davids: „Versöhnung!"

Hamburg, 28. September. Der hiesige Litteraturverein wird in der bevorstehenden Wintersaison eine Reihe von Vorträgen veranstalten. Das diesjährige Vortragsprogramm wird sich insbesondere dadurch zu einem äußerst interessanten gestalten, daß es dem Vorstand gelungen ist, eine Reihe hervorragender christlicher Gelehrter für einen Vortrag auf dem Gebiete jüdischer Geschichte und Litteratur zu gewinnen. Es haben u. a. zugesagt, der derzeitige Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät zu Königsberg, Prof. Dr. Cornill und der berühmte Herausgeber der „Bibliotheca rabbinica" und Midraschübersetzer Licentiat Prof. Dr. August Wünsche-Dresden. Der erstere wird über „Die Bedeutung der Psalmen für die Weltlitteratur" sprechen, während der letztere ein Thema aus der Midraschlitteratur behandeln wird. Von hiesigen Gelehrten werden die Herren Prediger DD. Leimdörfer und Seligmann, Dr. med. A. Feilchenfeld u. a. Vorträge halten.

Graz, 27. September. Bemerkenswert ist der Ausgang der am 23. d. M. stattgehabten steierischen Landtagswahlen in den Städtebezirken. In Steiermark hat nämlich die deutsche Volkspartei den Antisemitismus obligatorisch in ihr Programm aufgenommen und erhoffte hiervon einen vollständigen Sieg über die Deutschliberalen. Sie erlangte zwar einen Zuwachs an Stimmen, aber der Ausgang der Wahl bedeutet trotzdem für sie eine entschiedene Niederlage, indem nicht nur die früheren liberalen Abgeordneten unserer Stadt wiedergewählt wurden, sondern auch der Führer der Volkspartei, Reichsratsabgeordneter Hoffmann, durchfiel. Letzterer hat unter dem Eindruck dieser Niederlage sofort auch sein Reichsratsmandat niedergelegt.

Pest, 25. September. Nach einer Meldung des „Magyarorszag" steht die Ernennung des Herausgebers und Chef-Redakteurs des „Neuen Pester Journals," Sigmund Brody, zum Mitgliede des Magnatenhauses unmittelbar bevor. Derselbe hat durch seine langjährige publizistische Wirksamkeit im Dienste des Liberalismus und insbesondere durch hochherzige und großartige öffentliche Stiftungen längst Anspruch auf die seltene Auszeichnung erworben. — Die ungarische Orthodoxie hat nicht ohne Sorge die Bestrebungen der Kongreßpartei verfolgt, die in einem Memorandum an die Regierung eine Deutung der Rezeption versuchte, welche die Selbständigkeit der orthodoxen Konfession vernichtet hätte. Der ungarische Kultus- und Unterrichtsminister hat die Erledigung dieses Memorandums bis nach Schluß der Millenniums-Festlichkeiten verschoben, aber die Orthodoxen sehen mit Beruhigung den Entschlüssen des Ministers entgegen, der bisher sich als ein Hort der Gerechtigkeit erwiesen und zu den Versuchen, auf gewaltsamem Wege eine Einheit zu schaffen, entschieden ablehnend sich verhalten hat. Einen glänzenden Beweis für die unbeugsame Objektivität und Gerechtigkeit des

Ministers bietet auch die kürzlich erfolgte Systemisierung des Sekretariats der jüdisch-orthodoxen Durchführungs-Kommission, welche unter ausdrücklicher Berufung auf die Rechtsparität der beiden Kanzleien erfolgte. — Unsere Landgemeinden haben den traurigen Ruhm, oft von sich reden zu machen. Und dies ist um so unerquicklicher, als sich jedes Skandälchen die politische Tagespresse bemächtigt. Aus Mako wurde dieser Tage berichtet, daß es in der Synagoge am 12. d. M. zu ärgerlichen Auftritten kam. Der Rabbiner hatte die Gelegenheit benutzt, in seiner Predigt der Gemeinde ans Herz zu legen, daß sie ihm wenigstens einen Teil seines seit langer Zeit rückständigen Gehaltes anweise. Das gefiel den Anwesenden nicht; viele wurden unruhig, husteten oder niesten, andere fingen laut zu beten an, nur um die Worte des Rabbiners zu übertönen. Einige Gemeindemitglieder forderten sodann Ruhe, und darauf entspann sich ein Zank, der schließlich mit einer Prügelei endigte.

m. **St. Petersburg**, 24. September. Aus sicherer Quelle wird hierher gemeldet, daß die Leitung der argentinischen Kolonisation beschlossen hat, die jüdische Ackerbauschule in Ahlem bei Hannover an sich zu bringen. Dieselbe soll dann erweitert werden, und zwar einerseits hinsichtlich des Lehrstoffes, andererseits insofern als fortab nicht blos deutsche, sondern in großer Anzahl auch russische Schüler aufgenommen werden sollen. Zu diesem Zwecke sollen die Herren Dr. Sommerfeld (Sekretär des verstorbenen Baron Hirsch) und Rechtsanwalt Plotke am 24. d. M. nach Ahlem reisen, um sich mit den Leitern der Schule zu besprechen. — Nichts auf dieser Welt dauert ewig, auch die schönste Freude der Karäer nicht. Kam da der russische Minister für Volksaufklärung und überzeugte sie, daß sie zwar nach ihrem Wunsche keine „Juden" mehr seien, aber deshalb doch noch keine wahre Gleichberechtigung besäßen. Die neue Aerztinnenschule hat nämlich ein Statut, nach welchem nur christliche Schülerinnen zugelassen werden. Die, wie bekannt, sehr petitionslustigen Karäer veranlaßten ihren Krimer Chacham, Pampulow, den Minister für Volksaufklärung um Zulassung der Karäerinnen zu bitten. Doch der Minister ließ sich nicht rühren. Man könne nicht den Karäern einräumen, was den anderen nichtchristlichen Religionsgenossen verwehrt bleiben soll.

♣ **Warschau**, 25. September. Seit mehreren Jahren wird jetzt wieder zum ersten Male einzelnen jüdischen Familien die russische Naturalisation bewilligt. — In Djatlowo, Gouvernement Grodno, kam es kürzlich zwischen christlichen und jüdischen Einwohnern zu einem blutigen Zusammenstoß. Die Häuser und Geschäfte der Juden wurden vom Pöbel geplündert. Erst herbeigerufenes Militär konnte die Ruhe wieder herstellen. Viele Verwundungen kamen vor und über 70 Verhaftungen wurden vorgenommen.

-n. **Chicago**, 16. September. In große Aufregung ward die Sinai-Gemeinde am Rosch haschanah versetzt. Inmitten der Predigt fiel ihr Rabbiner Dr. Emil G. Hirsch bewußtlos nieder und mußte in sein Privatzimmer gebracht werden. Es verstrich geraume Zeit, ehe er wieder zum Bewußtsein kam, trotzdem ärztliche Hilfe sogleich zur Hand war. Indessen lautet der Bericht des behandelnden Arztes beruhigend. Der Gottesdienst wurde auch unterbrochen. Indessen ist kaum zu verwundern, wenn die Natur sich weigert, den riesigen Ansprüchen, welche der gelehrte Theologe, Kanzelredner, Universitätsprofessor und Gesellschaftsvertreter an seine Kräfte macht, zu folgen. Ein Mensch kann nicht alles sein, und Dr. Hirsch suchte das Gegenteil zu beweisen. Er predigt in zwei Tempeln, hält an der Chicagoer Universität Vorlesungen über semitische Sprachen, schreibt die Leitartikel, die schneidigsten ihrer Art, für sein Blatt „The Reform Advocate", fungiert als Redner bei allen kommunalen Feierlichkeiten, schreibt Artikel über Soziologie und verschlingt mit ungewöhnlichem Heißhunger alle wichtigen Schriften der Neuzeit über Bibel, Kritik, Philologie und Philosophie. Das ist entschieden zu viel.

W. **Cincinnati**, 18. September. („Anglo-Israel".) Die fünfte Auflage des Buches „Anglo-Israel" in einem Zeitraume von vier Jahren ist ein Beweis für den weit verbreiteten Glauben an den Lehrsatz dieses Werkes, daß die anglo-sächsischen Engländer und Amerikaner die direkten Nachkommen der zehn Stämme sind, die einst das Königreich Israel im Norden und Osten Palästinas bildeten, was der Herr Verfasser, Rev. T. Rosling Stowlett, ein Baptistenprediger in Philadelphia, mit einem bedeutenden Aufwand von Gelehrsamkeit und scharfer Logik festzustellen sucht. Die Zahl der Bekenner zu diesem Glauben ist in England noch größer als hier und trägt nicht wenig dazu bei, im Juden den Stammesgenossen zu achten und zu ehren. In dieser fünften Auflage bemüht sich der Verfasser besonders, das Problem der Judenfrage nach den Prophezeiungen im Alten Testament zu lösen, und darin ist er vollständig original. Er will uns nicht erst zu Christen machen oder einen neuen Erlöser erscheinen lassen, um die Prophezeiungen zu erfüllen, „die zerfallene Hütte Davids" wieder aufzurichten, noch will er uns nach Palästina zurückschicken oder gar einen Judenstaat bilden. Er behauptet ganz einfach, das Reich Israel ist aufgebaut in den anglo-sächsischen Großstaaten; wenn die Zerstreuten Judas diesen Großstaaten sich anschließen, ist das Juda und Israel wieder vereinigt, das alte Reich wieder hergestellt und die Prophezeiungen sind erfüllt. Probatum est! — In Philadelphia ist man bemüht, Mittel zur Errichtung einer großen Synagoge mit orthodoxem Ritus zu beschaffen, weil die armen eingewanderten Glaubensgenossen nicht in der Lage sind, die teuren Plätze in den bestehenden Synagogen zu bezahlen. Die Kosten werden sich auf rund 100000 Dollars belaufen, von denen die Hälfte bereits gezeichnet ist. Ein tüchtiger Rabbiner der konservativen Richtung wird nach Vollendung des Gotteshauses angestellt werden.

Brief- und Fragekasten.

Mein Aufsatz über die Zukunft des Judentums in Nr. 39 ist durch ein Versehen ziemlich unfertig in die Welt hinausgegangen. Der Leser wird einige Druckfehler wie Segen statt Regen, niedergeträufelt statt niedergeträuft und sonstige Fehler gütigst verzeihen. Aber auch ein Satz des geistvollen Resch Lakisch, der bei weitem das Beste zu dem Aufsatze gesteuert hat, wird ganz entstellt wiedergegeben. Resch Lakisch sagt (Menachot 99,b): Manchmal ist die Zerstörung der Thora (nicht der Form) ihre Befestigung und Begründung. B. R.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.

